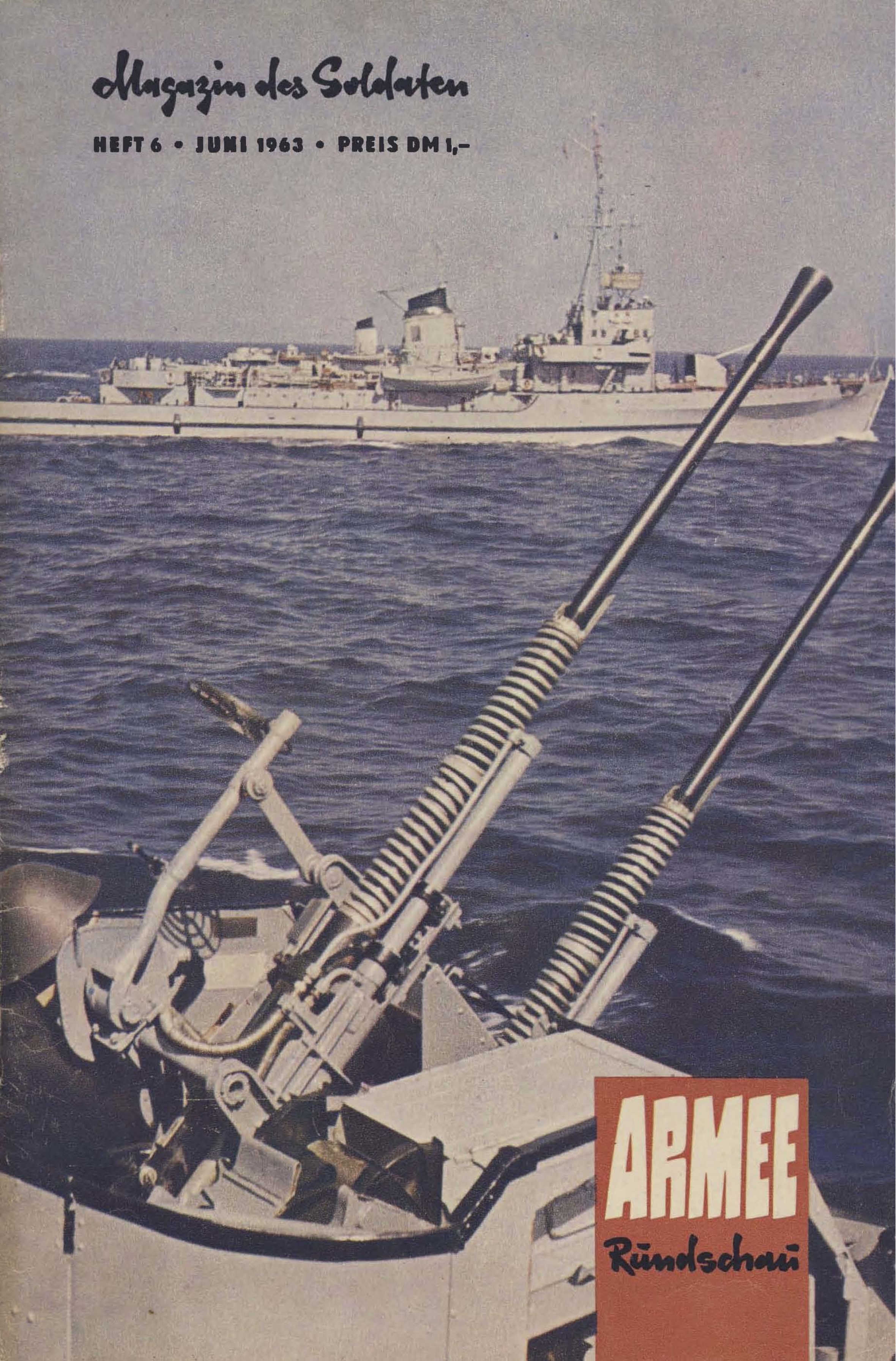

Magazin des Soldaten
HEFT 6 • JUNI 1963 • PREIS DM 1,–
ARMEE
Rundschau



Internationaler Kindertag

Lithografie von G. Triebsch



Soldat Karl-Heinz Mücke

Delegierter des VII. Parlaments der FDJ

Finden die Füße von selbst den Weg?

Die gefechtsnahe Ausbildung, der Hauptkampfplatz der FDJ in der Armee, ist groß. Wohin richtet Ihre FDJ-Leitung den Hauptstoß?

Das Wichtigste ist nach meiner Auffassung, daß der junge Mensch weiß, warum er Soldat ist, daß er begreift: Unsere Armee schützt den umfassenden Aufbau des Sozialismus und damit auch sein eigenes Glück, seine Zukunft, seine Freiheit, das Leben und den Frieden. Mit anderen Worten, politische Klarheit im Kopf, das ist die Hauptstoßrichtung.

Wer sozialistisch denkt, wird also schneller zur militärischen Meisterschaft gelangen?

Ja. Es gab unter uns Wehrpflichtigen einige Genossen, die glaubten nicht so recht, daß der westdeutsche Imperialismus und die Bundeswehr wirklich so gefährlich und aggressiv seien. Wie kann ich mich aber mit ganzer Kraft für die militärische Stärkung unserer Republik einsetzen, wenn ich ihre Feinde nicht sehe, ihre Freunde nicht kenne? Da gab's so eine Ideologie: Wir machen so viel, daß wir über die Runden kommen, nicht einen Handschlag mehr.

Wie ist es gelungen, das zu verändern?

Wir haben gründlich und leidenschaftlich diskutiert, an Hand der Geschichte unseres Volkes, vor allem des revolutionären Kampfes der Arbeiterbewegung und der westdeutschen Gegenwart. Wir haben doch überzeugende Argumente, wir müssen sie nur einsetzen.

Was tut Ihr als FDJler, um alle jungen Soldaten zu gewinnen, um zu wissen, was sie denken, was sie bewegt?

Wir streiten uns im Politunterricht, aber auf den Stuben geht die Auseinandersetzung weiter. Die aktivsten FDJ-Mitglieder sprechen täglich mit den Genossen über politische Probleme, klären ihre Fragen. Bei uns wird heiß diskutiert, aber kameradschaftlich. So haben wir Vertrauen und Offenheit erreicht. Das ist sehr wertvoll, denn eine Unklarheit ist dann am gefährlichsten, wenn man sie nicht kennt.

Gehören auch die Unteroffiziere zu den besten FDJ-Mitgliedern?

Feldwebel Steffens und Feldwebel Herrmann z. B. sind sehr aktiv. Sie sind Mitglieder der Leitung, sie haben große Erfahrungen und sind auch politische Erzieher. Sie vertreten in den Auseinandersetzungen unter den Unteroffizieren nachdrücklich ihren Standpunkt und helfen auch anderen Genossen, wie z. B. Feldwebel Paetow, ihren Dienst straffer zu organisieren und ihre Soldaten zu erziehen. Das gehört zusammen, denn alle guten Worte nützen nichts, wenn die Ausbildung schlecht ist.

Gibt es dafür Beispiele?

Während einer der letzten Übungen hatten wir bei Nacht einen Flußübergang aufzuklären. Weil die Gruppen und die Soldaten ihre Aufgaben nicht kannten, handelten sie nicht koordiniert. Mangelhafte Führung zeigte sich in schlechten Ergebnissen. Das und ein anderes Versagen kostete uns den ersten Platz im Wettbewerb.

Wie hat sich die FDJ-Organisation dazu verhalten?

Wir haben uns in einer FDJ-Versammlung sehr heftig mit diesen Mängeln auseinandergesetzt. Wie wollen wir besser werden, wenn wir nicht konkret wissen, was von uns verlangt wird? Das hemmt uns auch noch im sozialistischen



Wettbewerb. Die Unteroffiziere haben große Erfahrungen, sie müssen Unterleutnant Bärwaldt mehr helfen, und er muß auch das Wissen qualifizierter Soldaten ausnutzen.

Zeigen sich Ergebnisse dieser Auseinandersetzungen?

Die Soldaten sind freudiger bei der Sache. Das bewiesen sie bei der Umstellung der Technik, deren Zustand als gut eingeschätzt wurde. Um unsere neuen Aufklärungsgeräte beherrschen zu lernen, haben wir uns Fachbücher besorgt. Auch ihr Studium in der Freizeit zeigt das Umdenken.

Sie waren Delegierter auf dem VII. Parlament. Worin sehen Sie jetzt Ihre Aufgabe?

Ich denke, daß wir uns in der politischen Arbeit noch viel mehr anstrengen müssen. Dafür werde ich auch in der FDJ-Leitung des Truppenteils, der ich angehöre, eintreten. Alle wissen, daß ich Delegierter war, ich werde mich noch mehr um gute Leistungen bemühen. Nächstes Ziel ist das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold. Auch im Zug sollen einige Genossen das Abzeichen erwerben. Das haben wir bisher unterschätzt. Ich werde mithelfen, daß das anders wird.

Umstrittene Tage

Wieviel Tage werden vom Jahresurlaub abgezogen, wenn man vom Freitag nach Dienst bis zum darauffolgenden Dienstag zum Dienst auf Wochenendurlaub fährt? Die Fahrzeit für die Hin- und Rückfahrt, der Aufenthalt ist mit einbezogen, beträgt 24 Stunden. Uffz. Leanhardt

Wochenendurlaub kann entsprechend der DV-10/14 Ziffer 26 in der Regel von Sonnabend nach Dienst bis Montag zum Dienst ohne Anrechnung auf den Erholungsurlaub gewährt werden.
Wer zur Erreichung des Wohnortes mehr als 6 Stunden Reisezeit (hier ist nicht einzurechnen die Fahrzeit mit Nahverkehrsmitteln, z. B. Autobus, Straßenbahn, Stadtbahn) für eine Fahrstrecke benötigt, erhält die Gesamtreisezeit für Hin- und Rückfahrt zusätzlich zum Wochenendurlaub, jedoch nur einmal in den festgelegten Zeiträumen.
Erhält der gleiche Armeeangehörige ein zweites Mal im festgelegten Zeitraum Wochenendurlaub, darf die Reisezeit für den zweiten Wochenendurlaub nicht gewährt werden. Wird der Wochenendurlaub mit ein oder zwei Tagen Erholungsurlaub verbunden, wird ebenfalls keine Reisezeit gewährt. Der Wochenendurlaub soll aber nur dann mit Erholungsurlaub verbunden werden, wenn es dringend notwendig ist, da der Erholungsurlaub nach Möglichkeit zusammenhängend gewährt werden soll.
Wenn Sie Urlaub von Freitag nach Dienst bis Dienstag zum Dienst erhielten, so ist es ein Wochenendurlaub in Verbindung mit zwei Tagen Erholungsurlaub, die Ihnen angerechnet werden, unabhängig von der benötigten Reisezeit.

Irrtum ausgeschlossen

Ich bin jetzt als Reservist in der Kampfgruppe tätig. Früher wurde mir in der Schießausbildung gelehrt, daß der Zielfehler „links verkantet" einen rechten Tiefschuß, in der Kampfgruppe aber, daß er einen linken Tiefschuß ergibt. Wie verhält es sich damit? Uffz. d. Reserve Günter Tommack

Die Genossen von der Kampfgruppe haben zweifellos recht. Der Zielfehler „links verkantet" ergibt einen Linkstiefschuß. Genauer gesagt sieht das wie folgt aus:
Links verkantet Vollkorn: Linksschuß. Links verkantet Feinkorn: Linkstiefschuß und links verkantet gestrichen Korn: Linkstiefschuß.



Marschall gesucht

Der Verteidigungsminister hat doch in allen sozialistischen Ländern den höchsten Dienstgrad.
Ich möchte wissen, ob Polen in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht. Auf Abbildungen von Dienstgradabzeichen habe ich gesehen, daß es einen Marschall Polens gibt. Der Verteidigungsminister Marian Spychalski ist aber nur Waffengeneral. Wie steht es damit? Herbert Schüler

Es gibt den Dienstgrad Marschall Polens, jedoch ist gegenwärtig niemand Träger dieses Titels.

Bedingte Reflexe?



Wenn wir Mädchen Soldaten unserer Nationalen Volksarmee begegnen, so pfeifen einige oder machen irgendwelche dummen Bemerkungen. Gehen wir nun einfach vorbei, pfeifen sie so lange, bis wir uns umdrehen. Wir haben nun einmal geantwortet, wenn uns die Soldaten angesprochen haben, aber sie waren dann plötzlich still.
Damit Ihr aber nicht denkt, daß wir nur Schlechtes über die Genossen unserer Armee zu berichten haben, möchten wir ein Lob für ihre Höflichkeit und Hilfsbereitschaft aussprechen. Aber wir fragen uns: Warum handeln einige Soldaten so komisch? Wollen sie sehen, was wir für Mädchen sind, oder sind das bedingte Reflexerscheinungen? Bei den jungen Männern im Zivilleben konnten wir das noch nicht so häufig feststellen.
Helga u. Susanne Brink

Keine Ahnung?

Bei der Beitragsserie „Polytechnik für den Rationalisator" (beginnend ab Heft 4/1963) solltet Ihr nichts „Falsches" vermitteln. Die Zeichnungen im Heft 4/1963 enthalten einige Fehler in der Art und Weise der Beschriftung. Günter Kaden, Dresden

Die immer stärkeren Wirtschaftsbeziehungen zwischen den sozialistischen Staaten machen eine Abstimmung der Standards dieser Länder erforderlich. Auch aus diesem Grund ist seit dem 1. 1. 1963 für die Ausführung von technischen Zeichnungen der Standard TGL 9727, Blatt 1 bis 5, verbindlich. Die im angeführten Beitrag enthaltenen Zeichnungen entsprechen der neuen TGL.
Ingenieur Schubert

Lang, lang ist's her

Woher stammen die Bezeichnungen „Backbord" und „Steuerbord"? Herbert Tönniges


Vignetten: Arndt

Bei Segelschiffen befand sich früher das Steuer auf der rechten Seite. Deshalb wird diese Seite auch heute noch Steuerbord genannt. Da der Rudergast mit dem Gesicht zum Steuer stand, wandte er seinen Rücken (auf englisch back) der linken Schiffsseite zu. Die Bezeichnung backbord für die linke Seite eines Schiffes ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Nur noch ein Weilchen!

Ich bin 17 Jahre jung und möchte mich freiwillig zur Nationalen Volksarmee melden (5 Jahre). Ich weiß aber nicht, mit wieviel Jahren man Soldat werden kann. Bernd Maue

Die Altersgrenze für die Wehrpflicht ist im Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht vom 24. 1. 62 festgelegt. Es heißt in § 3 Abs. 1: „Die Wehrpflicht erstreckt sich auf die männlichen Bürger der Deutschen Demokratischen Republik vom 18. bis zum vollendeten 50. Lebensjahr." Sie könnten sich also 1964 als Soldat auf Zeit melden.

Viel Glück auf den Weg

Der sowjetische Schauspieler Viktor Awdojuschko spielt in dem DEFA-Film „Nackt unter Wölfen" die Rolle des Bogorski. Er schrieb uns: Von ganzem Herzen wünsche ich allen Offizieren und Soldaten, die an den Filmaufnahmen zu „Nackt unter Wölfen" teilnahmen, Erfolge in der militärischen und politischen Ausbildung und Glück im persönlichen Leben.

От души желаю
всем офицерам и солдатам,
принимавшим участие
в съемках фильма
«Nackt unter Wölfen»,
успехов в боевой и
политической подготовке и
счастья в личной жизни.
В. Авдюшко.

GEFREITER SERGIO HOLTER fragt: Ist es nicht meine Privatsache, wenn ich im Ausgang mal ein Gläschen über den Durst trinke? Die Hauptsache ist doch, ich schädige das Ansehen der Armee nicht.



Oberst RICHTER antwortet:

Tatsächlich, manche behaupten, sie würden durch einige „Klare" noch klarer! Ich jedenfalls habe noch keinen getroffen, bei dem das so war – Sie sicherlich auch noch nicht. Es freut mich trotzdem, daß Sie zum Ausgangspunkt Ihrer spirituösen Überlegungen das Ansehen der Armee in der Öffentlichkeit nehmen. Es stimmt: Das Urteil über die Armee wird oft vom Verhalten des einzelnen Armeeangehörigen abgeleitet. Wie das Aussehen, so das Ansehen, sagt der Volksmund.

Was heißt da eigentlich noch „Privatsache"? Sie möchten von mir so etwas wie eine Unbedenklichkeitsbescheinigung für Ihren individuellen Eichstrich haben. Die kann ich Ihnen aber trotz Ihrer guten Vorsätze nicht geben. Natürlich geht es mir nicht um ein oder zwei „Mollen" während des Ausgangs. Aber ebenso natürlich ist dies: Je mehr „Mollen" und Schnäpse, um so mehr verlieren Sie nämlich die Kontrolle über sich selbst. Das ist dasselbe wie schwindendes Urteilsvermögen. Sagen Sie selbst: Haben Sie schon einmal einen Betrunkenen getroffen, der zugab, daß er nicht mehr Herr seiner Sinne sei? Aber es geht nicht nur um Betrunkene, sondern auch darum, daß das Trinken in jedem Fall schädigt. Sie können sich noch so bemühen, Ihre äußere oder auch innere Haltung zu bewahren, Sie sind dennoch nie so urteilskräftig, leistungsfähig und reaktionsschnell wie ein Nüchterner.

Und nun denken Sie an die Hauptfunktion der Armee: Schnell, im höchsten Grade einsatzbereit sein zu müssen – etwa bei einem Alarm, bei dem auch die Ausgänger schließlich mit antanzen müssen. Die relativ harmloseste Auswirkung ist dabei noch, daß Sie „sauer" sind und Ihnen alles unendlich viel schwerer fällt. Die verhängnisvollste Seite jedoch ist Ihre teilweise oder völlige Einsatzunfähigkeit z. B. an der Technik. Jetzt ziehen Sie aus all dem Ihre Schlußfolgerung. Wenn das nicht das Ansehen der Armee schädigt, was dann noch?

Sie meinen, ich predige die Abstinenz? Aber nein, – das würde mir sowieso keiner abnehmen. Aber wie wär's, wenn Sie grundsätzlich unter Ihrem vermeintlichen Durst blieben und lieber einen guten Tropfen für die schönen Stunden des Urlaubs aufheben würden?

Gleich ist ungleich

Von Hans Frank

Keinen größeren und geschickteren Gegner hat der französische Kaiser Napoleon unter den führenden deutschen Männern gehabt als den Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein. Da die unbeschränkte Macht des Welteroberers bis zur Weichsel reichte und viele Deutsche, selbst solche mit geachteten Namen, sich den erniedrigenden Befehlen des Tyrannen widerspruchslos fügten, verließ der Unbeugsame sein Vaterland und begab sich in russische Dienste. Er wechselte keineswegs die Gesinnung. Auch als persönlicher Berater des Zaren blieb es sein oberstes Ziel, Deutschland von der drückenden Herrschaft des fremdländischen Gewalthabers zu befreien. Alexander der Erste wollte, weil die französischen Truppen 1812 unaufhaltsam in Rußland eindrangen und die gänzliche Niederlage unvermeidlich schien, um jeden Preis Frieden machen. Stein widersprach leidenschaftlich. Er wurde nicht müde, ununterbrochen dasselbe zu behaupten, und wiederholte, um die mündlichen Ausführungen zu erhärten, seine unerschütterliche Meinung durch eine sorgsame Denkschrift. Deren Grundüberzeugung lautete: „Was schadet es im wesentlichen, wenn das russische Heer noch mehr gen Osten ausweicht und wir nach Kasan oder Astrachan reisen müssen? Nichts. Denn je weiter der unersättliche Bonaparte sich von Paris entfernt, desto gewisser ist seine Niederlage. Es kommt nur darauf an, im Augenblick der Gefahr Mut und Glauben nicht zu verlieren. Dann ist der Sieg unserer guten Sache über die böse Sache sicher."

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Übertritt des deutschen Reichsfreiherrn in fremdländische Dienste mißdeutet wurde: Als Fahnenflucht, als Feigheit, als Gesinnungslumperei. Stein hat es sich nicht anfechten lassen, sondern gegebenenfalls zwischen seinem zielsicheren sauberen Tun und dem ziellosen unsauberen Verhalten der Zeitnutznießer mit aller geistigen Schärfe und persönlichen Rücksichtslosigkeit unterschieden. Das sollte, neben manchen anderen, ein rheinischer Offizier eindeutig erfahren.

Eines Tages saß Stein zu Wilms in einem kleinen Gasthof, dessen Dach zerschossen, dessen Mauern durchlöchert waren, der noch, aber nicht mehr lange, den Russen gehörte, beim Mittagessen.

Da wurde gemeldet, daß ein gefangener Offizier ihn dringend zu sprechen wünsche. Der deutsche Freiherr in russischen Diensten nickte Gewähr. Herein trat bald darauf ein etwa vierzigjähriger Soldat, der zwar die Uniform eines französischen Rittmeisters trug, jedoch dem Aussehen nach ein Deutscher zu sein schien. Nicht nur diese Vermutung bestätigte sich. Es ergab sich darüber hinaus eine weitere bedeutsame Verbindung zwischen dem Empfangenden und seinem Kriegsgast. Der berichtete nämlich, daß er aus Cleve stamme und nannte auf Verlangen seinen Namen: Clemens von Mosel; erwies sich mithin überraschenderweise als Sohn des Kriegsrates Mosel, der Stein in jener Zeit, da er zu Cleve Kammergerichtspräsident der Kriegs- und Domänenkammer war, nicht nur durch seine umsichtige Mitarbeit treu zur Seite stand, sondern auch als Mensch lieb wurde.

Stein, erfreut über das Zusammentreffen mit dem Sohn eines durch die Kriegswirren aus den Augen verlorenen langjährigen Freundes, lud den Offizier zum Mittagessen ein und sorgte eigenhändig dafür, daß der Durchfrorene ein Getränk bekam, darin Hitze und Alkohol um den Vorrang wetteiferten. Als der Hunger gestillt war, der Trank seine belebende Wirkung getan hatte, bat Stein freundschaftlich den Tischgenossen um einen kurzen Bericht über dessen bisheriges Leben.

Der flinkzüngige Rheinländer erzählte: Er hatte in einem preußischen Regiment gedient, bei Auerstedt als Leutnant gegen die Franzosen gekämpft und dort seine erste Verwundung erlitten, von der die Stirnnarbe über dem linken Auge bis zum Lebensende zeugen werde.

Stein blickte voller Wohlgefallen auf den vaterländischen Kämpfer.

Nach dem Tilsiter Frieden kurzfristige Entlassung aus dem Heer. Keine Lebensaufgabe. Keinen Lebensunterhalt. Ein besserer Vagabund.

Stein nickte in Rückerinnerung an viele gleiche Schicksale schmerzlich.

Weil er die Beschäftigungslosigkeit, die Langeweile des Friedens nicht ertrug — berichtete der Offizier unverhohlen weiter —, so habe er sich zu den Franzosen geschlagen, die damals im Rheinland deutsche Soldaten anwarben, und sei den glorreichen Fahnen des unbesiegbaren Kaisers Napoleon nach Spanien gefolgt.

Steins Stirn verdunkelte sich.

Schwere Kämpfe. Nicht auf offenem Schlachtfeld. Sondern in unwegsamen Gebirgsklüften. Mit hinterhältigen Freischärlern. Wenn man sie erwischte, aufgeknüpft. Wenn nicht, die Heimatdörfer angesteckt. So daß ihre Sippen mit Frauen und Kindern durch die Flammen umkamen. C'est la guerre! Wie er sich bei diesen Kämpfen als Soldat gehalten habe, bezeuge die handlange Narbe am linken Oberschenkel, welche auf Wunsch zum Erweis seiner Worte vorgezeigt werden könne. Als Spanien im wesentlichen besiegt gewesen sei, nach Rußland abkommandiert. Um den ruhmreichen Kaiser Napoleon bei der Durchführung seiner großen weltgeschichtlichen Aufgabe – Zusammenfassung Europas unter einem Zepter – als Kämpfer mit der Waffe zu unterstützen. Steins Stirn wurde von einem Unmutgewitter überbraut.
Der rheinische Offizier, welcher es nicht gewahrte, schloß seine Erzählung ab: „Leider hier Pech gehabt. Zum ersten Mal. Denn ich bin, wie Exzellenz sehen, in russische Gefangenschaft geraten. Samt all meinen Leuten. Und damit halte ich also bei dem Grund meines Ansuchens um eine Unterredung. Als ich hörte, Exzellenz seien in Wilna, sagte ich zu mir: „Stein kann helfen. Stein wird helfen. Stein hat sich vieler gefangener deutscher Soldaten angenommen. Stein läßt den Sohn seines Clever Freundes, läßt Clemens von der Mosel, der drauf und dran ist, durch Hunger, durch Kälte, durch Ungeziefer, durch Überanstrengung zugrunde zu gehn, nicht im Stich! Und so bitte ich denn Euer Exzellenz, mich aus der Gefangenschaft zu befreien und beliebig zu verwenden. Wo ich kämpfe, gleichgültig. Für was ich kämpfe, nebensächlich. Die Hauptsache: daß ich kämpfe."
Steins Augen entfuhr der erste, noch geräuschlose Blitz.
„Ich hoffe umsomehr auf die Erfüllung meiner Bitte, als ich mich mit Exzellenz in der gleichen Lage befinde: durch den Krieg gezwungen, einem fremden Volk und dessen Herrscher dienen zu müssen; Exzellenz dem russischen Volk und seinem Kaiser – ich dem französischen Volk und dessen Kaiser."
Da brach mit Geblitz und Gedonner das Unwetter los: „Was gleich scheint, ist nicht gleich! Ich diene einem edlen Monarchen. Um durch diesen Dienst Deutschland zur Befreiung zu verhelfen. Sie dienen einem schurkischen Tyrannen. Damit die Knechtschaft Deutschlands auf den russischen Schlachtfeldern für immer besiegelt wird. Jawohl, ich habe vielen deutschen Gefangenen, die gegen ihren Willen hierher verschlagen sind, geholfen. Ich werde weiterhin allen wahren Deutschen, welche meiner Hilfe bedürfen, nach besten Kräften beistehen. Aber ich bin keineswegs in russische Dienste getreten, um sogenannte Deutsche, die sich dazu hergaben, ihrem eigenen Volk in den Rücken zu fallen, aus der selbstverschuldeten Not herauszuholen. Mein Weg führt, sobald Napoleon geschlagen ist, in das befreite Vaterland zurück. Ihr Weg führt geradeaus. Wohin? Nach Sibirien!"
„Aber Exzellenz – –", versuchte der Herr von Mosel einzuwenden.
Doch schon schlug, mit dem Donner zusammenfallend der Blitz ein: „Verhaften! Abführen! Auf Nimmerwiederkehr!"



Illustration: Paul Klimpke

Unser hochverehrter
Genosse Walter Ulbricht
begeht am 30. Juni
seinen 70. Geburtstag

»Wir, die wir Ruhm jedem,

Heinrich Homann,
Stellvertreter des
Vorsitzenden
des Staatsrats

Der Weg zum Heute

Inmitten des Krieges, im Frühsommer 1943, führte mich ein Weg zu Walter Ulbricht. Es war der Weg von dort her, wo sich mit der Wende des Krieges die Wende im Denken bei uns Soldaten und Offizieren einer geschlagenen Armee Hitlers zu vollziehen begann; es war der Weg aus der Schlacht an der Wolga, der in das Nationalkomitee „Freies Deutschland" mündete.
An die erste wie an manch folgende Begegnung mit Walter Ulbricht erinnere ich mich oft. Unauslöschlich bleibt, was sie für mich, für meinesgleichen damals waren. Und doch wird ihre Bedeutung erst vollends klar aus der Sicht unserer Tage, aus dem Heute, aus dem, was aus der Gemeinschaft des Handelns Deutscher verschiedener Klassen und Schichten, geführt von der Arbeiterklasse, erwuchs, was groß, stark und mächtig wurde in der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, in unserer Deutschen Demokratischen Republik, beim Aufbau des Sozialismus. Erst rückschauende Betrachtung ließ ganz erfassen, welch Wissen um die Zukunft unseres Volkes, welch Vertrauen in seine Kraft, welche Verantwortung vor der Nation, welch menschliche Größe deutschen Kommunisten wie Walter Ulbricht eigen war, als sie denen die Hand entgegenstreckten, die noch gestern ihre Feinde waren, als sie uns Freund und Helfer, wir ihre Weggenossen wurden.
In den Begegnungen mit ihm reifte der Entschluß, unseren Namenszug unter das Manifest des Nationalkomitees zu setzen. Wir bekannten uns zu dem Bündnis, das aus der Vergangenheit führte und zur Kraft unserer Gegenwart und Zukunft wurde.

Theo Lifke,
Brigadier eines
Kollektivs der sozialistischen Arbeit vom
VEB-Hochbau Berlin

Ein Gespräch

Es war am 15. Jahrestag der Befreiung. Mein stellvertretender Brigadier Benno Radtke und ich waren geladene Gäste der Regierung. Ich weiß nicht mehr wie es kam, aber plötzlich standen wir vor dem Genossen Ulbricht.

Walter Ulbricht: Na Jungs, wo kommt Ihr her?
Benno Radtke: Großplatte Berlin, Genosse Ulbricht.
Walter Ulbricht: Wie geht's Euch, geht die Arbeit von der Hand?
Benno Radtke: Das schon, aber es gibt auch Schwierigkeiten.
Walter Ulbricht: Wohl in der Technologie?
Genosse Radtke: Ja, in der Montagetechnologie.
Walter Ulbricht: Vielleicht muß man Euch helfen. (Mit einem Blick zum Leiter der sowjetischen Gastdelegation.) Vielleicht können uns auch die sowjetischen Genossen einen Rat geben, wie man da am besten weiterkommt. Trotzdem dürfen wir die Schwierigkeiten nicht in den Vordergrund rücken.
Ich: Ja, wenn wir so lange bauen wie die Freunde, dann geht's genauso gut, vielleicht noch besser. Jetzt aber sind wir noch jung und etwas unerfahren.
Lotte Ulbricht: (Heiter fragend) Na hört mal, wieso zu jung? Wißt ihr, wie alt Marx war, als er das Manifest schrieb?
Benno Radtke: ? ? ? (schaut mich verlegen von der Seite an).
Ich: Da war er wohl schon so an die Fünfzig, Genossin Ulbricht.
Walter Ulbricht: Bring die Jungs nicht in Verlegenheit, Lotte. (Und zu uns gewandt): Er war damals knapp dreißig.
Benno Radtke. Es ist nicht jeder ein Karl Marx, und mit unseren Geschichtskenntnissen da hapert's noch.
Walter Ulbricht: Ihr werdet alles lernen und nachholen, es hilft besser arbeiten und — was man auch dabei lernt: vor Schwierigkeiten nicht den Kopf einziehen. Übrigens: Wir sind jung, die Republik ist jung und unser Berlin muß wieder jung werden. Außerdem (mit einem Lächeln): Ein Kalk — ein Stein — ein Bier — das ist ja wohl vorbei.

Deutschland lieben, grüßen Dich.
der sein Volk liebt so wie Du!«

(Aus: „An Walter Ulbricht“, von Johannes R. Becher)

Ich: Vorbei, Genosse Ulbricht. Eine Etage – ein Kasten, so ist das heute.
Walter Ulbricht: Na dann, zum Wohl!
Nachtrag: Die Schwierigkeiten in der Montagetechnologie wurden mit Hilfe einer ZK-Brigade aus der Welt geschafft. Benno Radtke studiert – nicht zuletzt zwecks Verbesserung seiner Geschichtskenntnisse – an der Bezirksparteischule. Meine Brigade montierte bis zum 1. Mai dieses Jahres ihre 1850. Wohnung.

Admiral Waldemar Verner, Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung

Den Nagel auf den Kopf getroffen

Das persönliche Bemühen unseres verehrten Genossen Walter Ulbricht um die Entwicklung unserer Armee und die Erhöhung ihrer Kampfbereitschaft ist reich an Beispielen. Seine wertvollen Ratschläge und Hinweise haben uns immer geholfen, die jeweiligen Hauptfragen richtig zu erkennen und erfolgreich zu lösen. So erinnere ich mich seiner Rede auf der Parteiaktivtagung der Parteiorganisationen in der Nationalen Volksarmee im Frühjahr 1960. Genosse Ulbricht drückte damals, was ihn bewegte, so aus: „Wir haben stets auf die erzieherische Verantwortung der Offiziere in der Nationalen Volksarmee hingewiesen. Früher, da gab es so eine Trennung: Der Kommandeur war der militärische Leiter und der Politstellvertreter machte in Politik. Es hat nicht immer beides gut zusammengepaßt. Das Neue muß darin bestehen, daß der Offizier sowohl ein politischer wie militärischer Führer ist, daß er wirklich als Erzieher seiner Truppe wirkt. Es genügt nicht, nur Befehle zu erteilen, sondern der Offizier muß so arbeiten, daß die Truppe wirklich in der Lage ist, diese Befehle exakt durchzuführen.“
Diese einfachen, klugen Worte des Genossen Ulbricht trafen – wie man so sagt – den Nagel auf den Kopf. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, über die Einzelleitung, die Einheit von politischer und militärischer Führung, die eine Grundbedingung hoher Gefechtsbereitschaft unserer Armee ist, Klarheit zu schaffen und sie immer erfolgreicher durchzusetzen.

Hermann Dünow, Oberst der Volkspolizei a.D.

Treffpunkt Taxi

Im Spätsommer des Jahres 1933 lief der Terror der Faschisten bereits auf vollen Touren. Die führenden Genossen der KPD wurden zum Freiwild erklärt. Ernst Thälmann war im März verhaftet worden. Die Führung der Partei hatten die Genossen Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht übernommen. Gegen sie wurde der ganze Polizei- und Spitzelapparat aufgeboten.
Beide Genossen waren aus ihrer langen öffentlichen Tätigkeit fast allen Menschen in Berlin bekannt und natürlich auch denen, die sie fangen wollten. Außerdem hatten die Zeitungen im Auftrag der Gestapo das Bild Walter Ulbrichts veröffentlicht und zu seiner Denunzierung aufgefordert.
Es war wohl im August, als ich den Auftrag erhielt, den Genossen Walter Ulbricht mit dem Genossen Wilhelm Pieck zusammenzubringen. Diese Zusammenkunft war in der damaligen Situation zweifellos mit der größten Gefahr verbunden, offenbar aber unbedingt notwendig, denn Walter Ulbricht war bei aller Kaltblütigkeit niemals leichtsinnig oder unvorsichtig. Was tun? In jedem Lokal konnte ein Spitzel auftauchen, die Wohnungen bestimmter freier Genossen konnten bereits unter Beobachtung stehen.
Wir fanden alsbald einen Weg. In der Berliner Parteiorganisation gab es einen Taxifahrer, der uns schon oft geholfen hatte. Kurz und gut, sowohl Wilhelm Pieck wie Walter Ulbricht wurden mit dem Taxi abgeholt, trafen sich darin und konnten während einer normalen „Spazierfahrt“ durch das abendliche, von SA und SS und Polizei wimmelnde Berlin ihre so notwendige und

für die weitere Parteiarbeit wichtige Beratung abhalten. Danach wurden sie wieder in der Nähe ihrer illegalen Quartiere abgesetzt.
Dem faschistischen Macht- und Spitzelapparat war ein Schnippchen geschlagen.

Bernt von Kügelgen
Chefredakteur der
Wochenzeitung
„Sonntag“

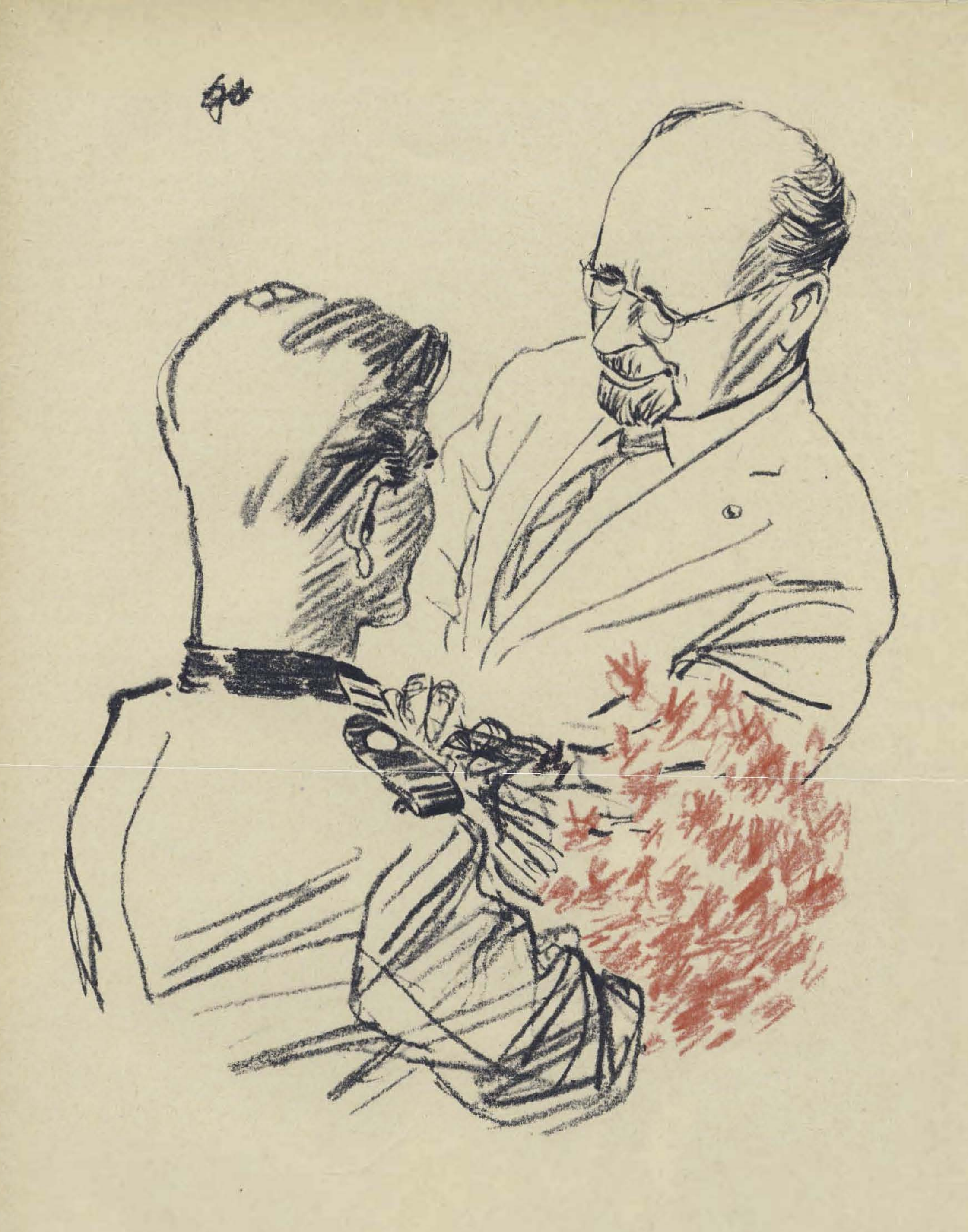
Mit Clausewitz

Im Juni 1943, genau vor 20 Jahren, reiste eine Delegation von Moskau nach Gorki, nach der Stadt, in deren Nähe Kama und Wolga ihre Wasser mischen. Die Delegation bestand aus Walter Ulbricht und zwei kriegsgefangenen deutschen Offizieren, die sich der antifaschistischen Bewegung angeschlossen hatten. Es war die Zeit vor der Gründung des Nationalkomitees „Freies Deutschland“, und die Gruppe wollte im Offizierslager von Oranki, dem ehemaligen Wallfahrtsort, die Wahl einer Abordnung für die konstituierende Versammlung vorbereiten.
Wir wußten, daß uns heftige Auseinandersetzungen bevorstanden. In Oranki betrieben einige Stabsoffiziere hintergründige faschistische Agitation, und die Mehrheit der Offiziere stand uns noch fern. Die Zeit, in der Kriegsgefangene jedes Gewittergrollen als Kampflärm der herannahenden Wehrmacht begrüßten, hatte sich hinter den meterdicken Klostermauern des Lagers länger als anderswo gehalten.
Wir mußten uns gut auf die bevorstehenden Tage einstellen. Die endlos scheinende Waldkulisse hinter den Fenstern, das Rumpeln der Räder, die seltenen und unscheinbaren Stationen lenkten unsere Aufmerksamkeit nicht ab. Es wurde kaum gesprochen. Das Abteil hatte sich in eine Studierstube verwandelt. Jeder blätterte in Büchern, notierte, konzipierte, memorierte seine Rede. Die beiden Offiziere, aus bürgerlichem Hause stammend, hatten ihren Beuteln Lenins Werk „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ entnommen, damit sie Charakter und Ursache des Krieges beweisen könnten. Auch Walter Ulbricht holte aus seinem Handköfferchen, das vom vielen Reisen arg mitgenommen war, einen dickleibigen Band hervor, dessen Seiten er mit Bleistiftstrichen und Randbemerkungen versah. Er las Clausewitz.
Während der Versammlungen im Lager Oranki schrumpfte die Überheblichkeit der Offiziere ein Merkliches zusammen, als Walter Ulbricht die Haltlosigkeit ihrer kriegsakademischen Weisheit mit „ihrem“ Clausewitz bewies. Das hatten sie nicht erwartet.

Hans Modrow,
1. Sekretär
der SED-Kreisleitung
Berlin-Köpenick

Lektion ohne Worte

Es war auf dem VI. Parlament der FDJ in Rostock. Wir baten den Genossen Walter Ulbricht einen Treffpunkt „Olympia“ der Berliner Jugend zu besuchen. Er sagte sofort zu. „Bereitet euch aber gut vor“, riet er uns freundschaftlich.
Zweitausend Jugendliche strömten in das Stadion in der Cantianstraße — wir glaubten unser Bestes getan zu haben. Was aber geschah dann?
Genosse Ulbricht erschien nicht allein. In seiner Begleitung: Die Politbüromitglieder Alfred Neumann, Erich Honecker und Paul Verner: Ihr Anzug: Sportdreß.
Hier ging es um alles, nur um keine Stippvisite! Schon ein kleiner Rundgang ließ uns spüren, daß die Genossen des Politbüros ihre Liebe zum Sport mit eigener aktiver sportlicher Betätigung verbinden. Genosse Neumann ergriff eine Kugel, betrat den Ring, stieß ab: erstaunte Gesichter, über 12 Meter.
„Nun soll die Jugend zeigen, was sie kann“, kommentierte Genosse Ulbricht mit verschmitztem Lächeln — aber nur die Aktiven des Klubs konnten sich hier noch messen.
Und dann: Genosse Ulbricht, als Kapitän der Mannschaft des Politbüros — verstärkt durch Mitarbeiter des ZK — forderte das Sekretariat des Zentralrats und Genossen des Bundesvorstandes des DTSB zu einem Volleyballspiel heraus. Ergebnis: Das Sekretariat des Zentralrats ein geschlagener Gegner!
Als sich dem sportlichen Treiben eine Aussprache mit dem Genossen Walter Ulbricht über die Entwicklung des Volkssports anschloß, da war uns allen auch ohne Worte eine entscheidende Lehre vermittelt worden: Wer andere zum Sport gewinnen will — der muß selbst ein aktiver Sportler sein.
In dieser Diskussion wurde dann auch eine der populärsten Losungen geboren, die es in unserer Republik überhaupt gibt: „Jeder Mann an jedem Ort — einmal in der Woche Sport.“ Genosse Ulbricht sprach sie als erster aus. Bis in sein hohes Alter lebt er sie uns allen vor.



Zeichnung: Professor Ernst Jazdzewski

Abseits der großen Städte

Jeder Dienstort hat so seine Besonderheiten. Der, von dem wir hier sprechen, sei durch einen Briefkasten charakterisiert.

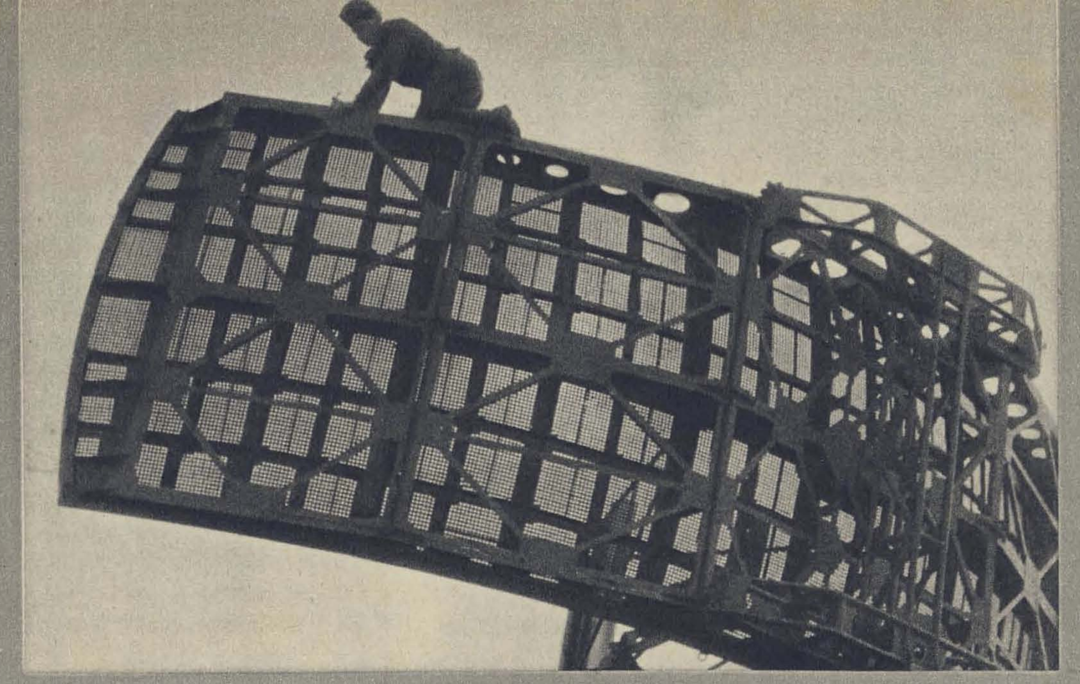
Wir entdeckten ihn an der Stelle, an der unser Wartburg steckenblieb: Ein Pfahl mit blauem Holzkasten, abgesichert durch ein solides Vorhängeschloß. Bis hierher und nicht weiter bringt der Postbote den für die vierstellige Schließfachnummer bestimmten Inhalt seiner Ledertasche. Denn besagtes „. . . weiter . . .“ hieße für das Postministerium die Anschaffung eines P 3 (für den Sommer) und einer ATS (für den Winter), weil – ja, weil eine andere Art direkter Verbindung zur Kompanie Schüler* dank der hier herrschenden Bodenstruktur kaum möglich ist.

Die „Garnison“ ist ein Feld. Trist, eben, öde. Der Weg zum nächsten Tanzsaal mißt sieben Kilometer, führt quer über den Acker und erheischt als Mindest-Ausstattungsnorm ein Paar Gummistiefel. Kino bietet im Winter der Landfilm, sommers eine gleichfalls sieben Kilometer entfernte Spielstelle. Und wer in Urlaub fahren will, muß als erstes eine halbe Tagesreise unternehmen, um an die nächste Fernverkehrseisenbahnlinie heranzukommen . . .

Charakterisieren nicht schon die örtlichen Verhältnisse ein wenig jene Genossen, die hier leben und weltabgeschieden ihren Dienst versehen, einen alles andere denn leichten Dienst?

Selbst in ihrer Dienststelle schauen sie nur zeitweise das Sonnenlicht. Tief unter der Erde sitzen





In luftiger Höhe führt Funker Peter Schunke Arbeiten der laufenden Durchsicht an der Antenne der Station aus.

Tief unter der Erde haben Unterfeldwebel Will und Gefreiter Stielau den Dienst am Rundsichtgerät übernommen.



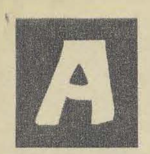
sie im Dämmerlicht vor den grünlich phosphoreszierenden Rundsichtgeräten, vor den Karten der allgemeinen Luftlage, hinter den Schreibpulten. Ihre Sprache ist in diesen Stunden eine Sprache der Zahlen – Zielnummern, Koordinatenbezeichnungen, Geschwindigkeitswerte, Höhenangaben. Funker Peter Schunke, der jung verheiratete Automateneinrichter aus Dresden, ortet die Maschinen und gibt seine Werte an die Führungsstelle. Gefreiter Günter Bach, den Kopfhörer über das widerspenstige Haar geklemmt, nimmt sie auf und überträgt sie in geübter Spiegelschrift auf die Karte der allgemeinen Luftlage; im gleichen Moment hört sie Gefreiter Uwe Münzer, der 23jährige Planzeichner, und trägt sie auf seinem Kartentisch ein, wo sie von Unteroffizier Günter Buls abgelesen und per Telefon an den übergeordneten Befehlsstand weitergegeben werden, mit einer Geschwindigkeit, daß man meint, er sei als Zahlenjongleur auf die Welt gekommen; schräg hinter ihm, an dem erhöhten Schreibpult, sitzt Gefreiter Wolfgang Reich, neunzehnjährig, ein dickes Heft vor sich, in dem meterlange Zahlenkolonnen, Notierungen der von des Unteroffiziers Augen abgelesenen und in die schwarze Muschel des Telefonhörers gesprochenen Werte, in Neunerreihen paradieren – letztendlich kontrolliert und fachkundig beurteilt von Unterleutnant Ferdinand Zink, dem diensthabenden Offizier der Kompanie. So geht es im Wechselrhythmus der Besatzungen Stunde um Stunde, Tag für Tag, Woche um Woche.

Abseits der großen Städte, fern der vielbefahrenen Autostraßen, weitab von den verkehrsreichen Eisenbahnlinien wachen die Soldaten der Funkmeßtruppen, das sichere, unbestechliche Auge unserer Luftverteidigung, dem nichts entgeht, was sich im Luftraum unserer Republik abspielt, das sich nicht trüben und erst recht nicht verschließen läßt.

FREG


SCHARNHORST

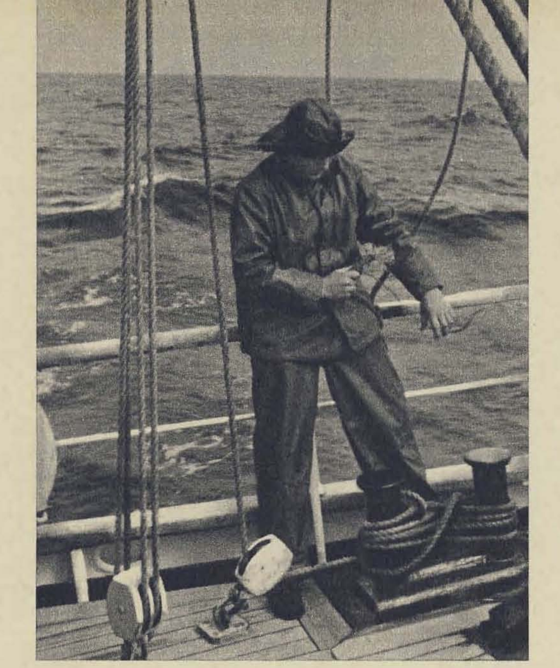
DDR UNSER VATERLAND



m Herzen Berlins liegt ein Friedhof. Die Grabsteine sind hier größer und aus edlerem Stein als anderswo und häufig von geschmiedeten Gittern umgeben und von steinernen Helmen und Adlern geziert. Auch die Grabinschriften fallen auf. Fast immer nennen sie stolz die Titel der Toten — militärische Titel: Generalfeldmarschall, Königl.-preuß. Generalleutnant, Obrist, Militärinspekteur. Zwischen ihnen und in einer teuren Familiengruft „ruht in Gott Fritz Neumann, Fabrikbesitzer". Ein Gefreiter oder Unteroffizier aber ruhte hier bis 1945 nicht. — Wir lenken unsere Schritte zu einem Grabmal, das die Hand eines großen Künstlers verrät. Auf dem Sarkophag, den ein Relief umgibt, ein hingestreckter Löwe. Hier hat Gerhard David von Scharnhorst seine letzte Ruhestatt gefunden: Scharnhorst — der große Organisator der preußischen Armee und der Volksbewaffnung zum Kampf gegen das napoleonische Joch; Scharnhorst — der in der ersten Schlacht der Befreiungskriege auf deutschem Boden bei Großgörschen verwundet wurde und an den Folgen dieser Verwundung starb. — Der Generalleutnant Scharnhorst war Generalsquartiermeister der preußischen Armeen, wir würden sagen: Chef des Generalstabes. In seiner Nähe ruhen auch einige der Nachfolger in diesem Amt. Wir entziffern auf einem Stein aus rotem Marmor: „Alfred Graf von Schlieffen, Generalfeldmarschall, hingegangen zu Berlin 4. 1. 1913." Und dann lesen wir das Motto: „Über Gräber vorwärts!" Vorwärts? Wohin? Wozu? Der Schlieffen-Plan war doch der Plan des Blitzkrieges gegen Frankreich, ein Plan nicht zur Befreiung von einem französischen Joch, sondern zur Eroberung französischen Territoriums! Aber trotzdem beriefen sie sich damals auf Scharnhorst, jenen Scharnhorst, der nie der Eroberung das Wort geredet hatte. — Viele Grabsteine kamen während des Reiches hinzu, das sie das 1000jährige nannten. Sie erinnern an Generale, Minister, und einer auch an den Jagdflieger Mölders, den sie zum Idol der Jugend machten und dann selbst aus dem Wege räumten. Fast wären wir jetzt an einem kleinen — verglichen mit den übrigen sogar ärmlichen — Grab vorbeigegangen. „Walter Herrmann, geb. 17. 8. 1930, gef. 26. 4. 1945, Ruhe sanft!" Also 14 Jahre erst? Und gefallen? Als Volkssturm„mann" vielleicht? Die faschistischen Schöpfer des Volkssturms beriefen sich auf 135 Jahre alte Pläne der allgemeinen Volksbewaffnung, auf Scharnhorsts Pläne, jenes Scharnhorst, der damit sein Vaterland von der Tyrannenherrschaft zu befreien, aber nicht die Herrschaft der Tyrannen über sein Land zu verlängern gedachte. Und so ist Walter Herrmann, „gefallen" als 14jähriger, kein deutscher Gavroche, sondern ein von den Faschisten ermordeter Junge. — Wenige Meter weiter ein Stein, der uns wieder in die Gegenwart zurückführt, dem General der Artillerie Rudolf von Horn mit der Inschrift gewidmet: „Er führte den Kyffhäuserbund für Deutschland und seine Kameraden 1929—1934." Dieser Bund und seine Tausende Brüder- und Schwesternbünde hatten einstmals jene Jugend erzogen, die später in chauvinistischer Verblendung an der Wolga oder in Nordafrika ihre Massengräber fand. Und all diese Bünde und Organisationen sind heute in Westdeutschland wieder existent, und sie erziehen wieder die Jugend im Geiste des Revanchismus und Chauvinismus und — sie werden sich am 28. Juni, dem Todestag Scharnhorsts, gewiß auch auf ihn berufen, auf jenen Scharnhorst, der die deutsche Jugend zum Patriotismus erzogen wissen wollte und der der Freundschaft mit anderen Nationen, besonders mit der russischen, viel Kraft und Energie gab. — Wir sind jetzt zu der westlichen Seite des Invalidenfriedhofes gekommen. Ganze 50 Meter weiter beginnt schon Westberlin. Und wir erinnern uns daran, daß gerade vor zwei Jahren um diese Jahreszeit dort drüben die Stimmen immer lauter wurden, die da forderten: die Bundeswehr solle „mit klingendem Spiel durchs Brandenburger Tor nach Ostberlin" hineinmarschieren. Und diese Armee, die da *gegen* den Staat des Fortschritts in Deutschland ins Feld ziehen sollte, wollte und noch immer will, auch sie schändet — wie wir aus Büchern und Heften wissen — das Andenken Scharnhorsts, jenes Scharnhorst, der einst schrieb: „Aufgabe jeglicher Armee ist es, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren." — Neben uns, an der westlichen Seite des Friedhofes, stehen jetzt einige Soldaten. Es sind Grenzsoldaten, die hier, wo die Begrenzung des Invalidenfriedhofes und unser Schutzwall für ein Stückchen zusammenfallen, ihren Dienst versehen. Sie kennen alle das Grab von Scharnhorst und auch das Grab des 14jährig „gefallenen" Walter Herrmann.

Und damit „die von der anderen Seite", die Walter Herrmann damals in den Tod schickten, nicht aufs neue ihre Herrschaft bei uns errichten können, stehen sie hier — als Angehörige der einzigen deutschen Armee, die an der Spitze des Fortschritts marschiert, als die wahren Erben des Scharnhorstschen Geistes. Und deshalb werden sie auch am 28. Juni diesem großen Deutschen Blumen an sein Grabmal bringen. — th

Unser Foto: Vor der Staatsoper



Leinen, Leinen, Leinen – die Flaggleine bekommt eine einfache Takeling, damit sie nicht noch weiter aus dem Leim geht.

Wenn der Wind in die Segel knallt

Von Wolfgang Schünke

Sicher, einundvierzig Meter Länge sind nicht viel für ein Schiff, und sieben Meter siebzig in der Breite bieten auch keinen großen Auslauf. Aber schließlich ist es doch auch nur die Ostsee... Nur? Na, hol's der Teufel – die alte Dame kann ganz schön ungemütlich werden mit ihren kurzen, harten Wellen. Immerhin bist du nicht auf Planken großgeworden, sondern an der Lütsche-Talsperre. Klar warst du stolz, wenn die Mädels dein blütenweißes Kieler Hemd und die blauen Hosen mit dem schönen weiten Schlag bestaunt haben. Die Seesport-„B"-Prüfung ist ja auch nicht irgendwas. Da steckt schon Können dahinter.

Aber wenn diese verfluchte Ostsee hier mit der „Wilhelm Pieck" Schaukelpferd oder „Alle meine Entchen" spielt – Klüverbaum wie ein Rammspieß in das Wasser und Achterteil kokett, schon nahezu unanständig kokett in die Höhe – dann bist du doch ganz froh, daß dich die Mädchen jetzt nicht sehen können. Denn dir ist einfach zum k...

Und am liebsten würdest du dem Oberbootsmann jetzt deinen Magen und alle anderen Eingeweide nebst Inhalt, die stürmisch über die Zunge ins Freie zu drängen scheinen, vor die Füße spukken. Warum steht denn der Kerl auch da und grient dich an. Wenn dem mal so wäre ... In die Wanten, auf die Rahen sollst du! Da oben, zwanzig Meter über Deck, wo der Wind in die Segel knallt, sollst du dich mit einer Hand festkrallen, wie ein Seiltänzer auf dem Fußperd jonglieren – und dann noch das Segel anschlagen. Da oben gibt es nicht mal mehr die sieben Meter siebzig, da gibt es keine einzige der Decksplanken mehr, über die du gestern noch kniend, fluchend und schwitzend mit einem Ziegelstein, den dieser Oberbootsmann augenzwinkernd „Gebetbuch" nennt, und mit Sand und Wasser gerutscht bist, weil das Schiff nun bald in Leningrad ist.

Kaum bist du wieder unten und staunst selbst darüber, daß du noch heil bist, da dröhnt es schon wieder: „An die Brassen!" Du schlitterst über das nasse, glitschige Deck, nimmst an der Nagelbank deinen Tampen und hängst dich dran, ziehst aus Leibeskräften, daß sich die Segel bewegen sollen. Das Tauwerk ist naß und schwer und rauh, und die Handflächen brennen wie Feuer. Du fluchst. Auf dich selbst und auf die See, auf das Schiff, auf deinen verrückten Einfall, unbedingt zur See fahren zu wollen, auf die ganze Welt – und natürlich auf diesen alten Knorren von Oberbootsmann, der dauernd irgendwelche Kommandos in die Gegend schreien muß. Am liebsten würdest du jetzt loslassen und dich in irgendeine Ecke verholen.

Plötzlich hängt einer neben dir am Tampen. Der zerrt genauso wie du, bis es endlich geschafft ist. Du guckst ihn dir an. Es ist der Oberbootsmann, Willi Schmarbeck, den du selbst bei schwerstem Wetter noch nicht im Ölzeug gesehen hast und der seefest wie ein 60 000-Tonnen-Dampfer ist. Und er legt dir seine rissige Pranke auf die Schulter und brummt: Siehste, kannst also doch nicht bloß kotzen ... Dreht sich um und stapft nach achtern. Da wird dir mit einem Male ganz warm und stolz; am liebsten würdest du hinter dem ein paar Jahrzehnte Älteren herlaufen, seine

KLEINES SEEFAHRTLEXIKON

BRASSEN: Taue, mit denen die Stellung der Segel verändert wird.

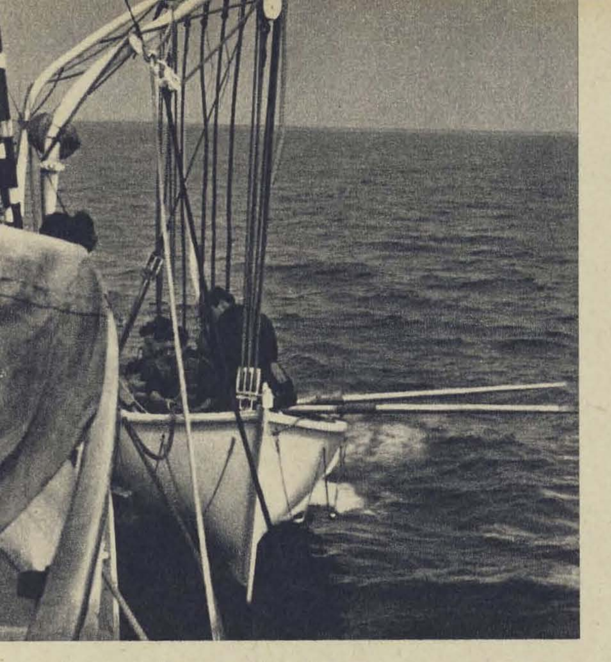
FUSSPERD: (eigentlich aus dem Niederdeutschen Peerd): Unter den Rahen verlaufendes leicht durchhängendes Stahlseil, auf dem man bei der Segelarbeit steht.

KLÜVERBAUM: Rundholz, das den Schiffsbug verlängert und an dem die Vorsegel befestigt sind.

TAKELING: wird aus Segel- oder Takelgarn hergestellt und verhindert das Auftörnen (Aufdrehen) der Kardeele (einzelne Stränge) eines Taues.

TAMPEN: Tau- oder Leinenende.





„Mann über Bord!“ schrillt das Signal und bringt Wache wie Freiwache auf die Beine. Jetzt, Seemann, beweise dein Können, auch wenn es nur eine Übung ist. Gehörst du zur Besatzung des Rettungsbootes, dann wirf dir im Laufen die Schwimmweste über und hangele dich am Tau in das von den Kameraden schon zu Wasser gelassene Boot. Im richtigen Rhythmus nach Schlag, oder Kommando „Hol weg!“ zu rudern, hast du ja schon, im Schweiße deines Angesichtes, an der Lütsche-Talsperre gelernt.

Hand fassen und ganz einfach „danke“ sagen. Danke dafür, daß du es geschafft hast, dich selbst zu überwinden. Aber du tust es natürlich nicht. Was sollten denn die anderen denken! Statt dessen schießt du deinen Tampen säuberlich unter der Nagelbank auf, wie du es von ihm gelernt hast. Du weißt, daß er sich darüber freut.

•

Monate später, wenn du die Holzplanken der „Wilhelm Pieck“ mit dem eisernen Deck eines Volksmarine-Schiffes vertauscht hast, weißt du erst, was du dem Oberbootsmann Willi Schmarbeck und den Offizieren, Bootsleuten und Stammmatrosen des Segelschulschiffes wirklich zu danken hast.

Nicht allein, daß sie dir geholfen haben, die Knoten, die du an der Lütsche-Talsperre schon lerntest, richtig anzuwenden, daß sie dich mit Seekarte, Besteck und Sextanten vertraut machten, daß du von ihnen das richtige Signalisieren mit den Winkflaggen lerntest, daß dir das Schlafen in der Hängematte nichts mehr ausmacht.

Das alles ist natürlich wichtig. Und du brauchst es als Matrose jeden Tag. Aber noch wichtiger ist, daß sie, deine Kameraden, deine Ausbilder und auch das Schiff dir zeigten, wie es auf jeden einzelnen ankommt.

Und deshalb bist du auch gern für drei Jahre Soldat geworden.

So dankst du dem Oberbootsmann und den anderen . . .

Waffenbrüder Magazin

Innerhalb eines Leistungsvergleiches zwischen der Nachrichteneinheit Kubitz und einer sowjetischen Einheit erzielte der Funktrupp des Feldwebels Grossert ein hervorragendes Ergebnis. Seine Station war etwa 4 Minuten früher betriebsbereit als die gleiche Station eines sowjetischen Funktrupps.

•

Wie der Chef des Generalstabes der Polnischen Volksarmee, Waffengeneral Bordzilowski, in der Zeitschrift „Wiedza i Technika“ erklärte, entfallen gegenwärtig in den polnischen Truppenteilen auf je 5 Soldaten ein Fahrzeug oder ein anderes kompliziertes Gerät. In den Panzerdivisionen kommt ein Panzer auf 27 Soldaten. Entfielen im Jahre 1939 auf jeden polnischen Soldaten 0,2 PS Motorenleistung, so waren es 1950 bereits 15 PS und 1960 sogar 35 PS.

•

Neben umfangreichen Arbeiten zur Verbesserung der Ausbildungsbasis leisteten die Angehörigen der Tschechoslowakischen Volksarmee im Jahre 1962 bei Einsätzen in Industrie und Landwirtschaft 1 250 000 Arbeitstage. Das sind 40% mehr als 1961.

•

Zu den Feierlichkeiten anläßlich des bevorstehenden 20. Jahrestages der Polnischen Volksarmee im Oktober, erwarten die Matrosen der polnischen Seekriegsflotte auch Waffenbrüder von der Baltischen Rotbannerflotte der UdSSR sowie von der Volksmarine der DDR als Gäste. In sportlichen Wettkämpfen auf See werden u. a. Teilnehmer aus der UdSSR, der DDR und aus Ungarn mit den Gastgebern ihre Kräfte messen.

•

Was ißt Soldat Janos? FISCHPAPRIKASCH

Den Boden eines Kochtopfes bedeckt man mit einer Schicht kleiner, gereinigter Fische (300 bis 400 g) und legt darauf den Kopf eines kiloschweren Karpfens. Jetzt folgt eine Schicht in Scheiben geschnittener Zwiebeln und danach ein Teil des in zweifingerbreite Stücke geschnittenen Karpfens. Darauf kommt wieder eine Schicht Zwiebeln usw. Die oberste Schicht besteht aus Karpfenstücken. Das Paprikasch mit Wasser auffüllen, salzen, mit einem Löffel Paprika würzen und eine Stunde bei kleiner Flamme kochen.

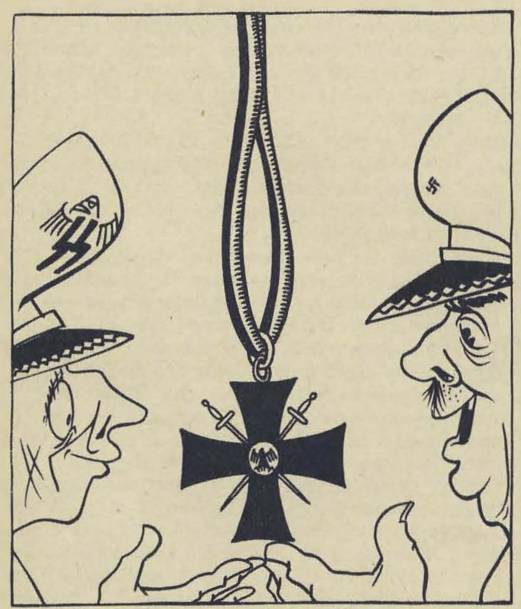
„Wie steht es um den deutschen Offiziersnachwuchs?"

Eine brennende Frage, an die sich die großbürgerliche westdeutsche „Welt am Sonntag" da heranmachte und mit einer Umfrage unter jungen Offizieren und Fahnenjunkern der Bundeswehr zu beantworten suchte. Denn: „Der Offizier, das ist der Gradmesser für den Wert oder Unwert einer Truppe", meint die „Welt am Sonntag". Schränken wir lediglich ein: „*ein* Gradmesser", und ergänzen wir ferner: „auch für den Geist und Ungeist einer Truppe." — Man könnte einfach sagen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", prosaischer gesprochen: „So wie die Kriegsverbrecher, pardon: Musterdemokraten, an der Bundeswehrspitze so denken auch die jungen Offiziere in den Zügen und Kompanien." Die „Welt am Sonntag" hat es sich nicht leicht gemacht. Als Dank dafür wollen wir ihr in ihrem Bemühen um ein Bild des „deutschen Offiziersnachwuchses" unter die Arme greifen. Sie begreift das Wörtchen „deutsch" nämlich so, wie wir es von dem unseligen „Deutschland, Deutschland über alles" her gewöhnt sind, mal als ganz Europa von Gibraltar bis zum Ural mal als Teilstaatliches zwischen Westerwald und Elbe. In erwähnter Umfrage mußte die zweite Version herhalten, und wenn die Überschrift also eine Antwort auf die Frage:
„Wie steht es um den deutschen Offiziersnachwuchs?" versprach, so hielt der Artikel eben nur den Versuch einer Antwort auf die Frage: „Wie steht es um den Offiziersnachwuchs der Bundeswehr?" Uns interessierte der ganze deutsche Offiziersnachwuchs, und wir stellten deshalb die „W. a. S."-Fragen auch 40 Offiziersschülern des zweiten und dritten Lehrjahres unserer Armee. Wir verlangten von ihnen dabei keine Namen — das sei der Vollständigkeit halber erwähnt, nicht etwa weil wir glauben, die Antworten wären in anderem Falle anders ausgefallen.

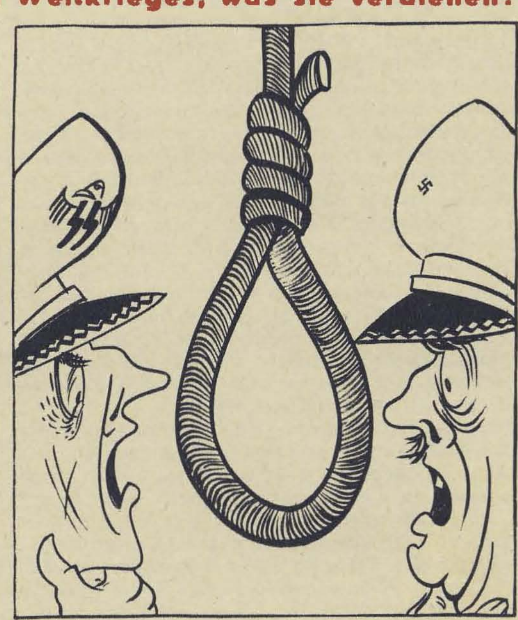
Beginnen wir bei dem, was den Soldaten hüben und drüben zu allererst — wenn auch äußerlich — vom Zivilisten unterscheidet. Über das Uniformtragen beim Ausgang weiß die „Welt am Sonntag" zu berichten: „Wie sie aus dem gleichen Grunde auch alle gern ihre Uniform anziehen, zum Außenurlaub, aber ‚natürlich nicht zum Twist!'" Auf unserer Seite halten sich Für und Wider ungefähr die Waage. Aus den Fürstimmen: „Ich brauche mich ihrer nicht zu schämen." — „Die Ausgangsuniform sehr gern." Und aus den Widerstimmen: „Nein, weil ich mich in Zivil ungezwungener fühlen kann." — „Vor allem im Sommer nicht, weil man sich keine Marscherleichterung verschaffen kann, ohne anzuecken."

Und zum militärischen Gruß: Die „Welt am Sonntag": „Durch die Bank sind alle für die Wieder-

Den Massenmördern des zweiten Weltkrieges, was sie verdienen!



Wie die Bu-We-Offiziere es meinen und . . .



. . . wie die Volksarmeeoffiziere es meinen!

einführung der Grußpflicht. Das hört sich so an: ,Wir gehören zusammen, zum selben Verein — das wollen wir uns bezeugen.'"
Auch bei den Offiziersschülern der NVA beinah ein Ja ohne Einschränkung. Nur einer empfindet sie „häufig als äußerst lästig", und ein zweiter wünscht sie auf die direkten Vorgesetzten beschränkt. Die anderen: „Sie ist richtig, denn sie zeigt, daß man zusammengehört." — „Sie stärkt das Ansehen in der Öffentlichkeit." — „Eine Frage der Achtung und Höflichkeit. Ich bin dafür!" Einer macht sich das „Ja" etwas leicht: „Jeder Armeeangehörige muß die DV einhalten. Es ist seine Pflicht."
War das eine wesentliche Übereinstimmung in einer äußerlichen Frage, so kommen wir jetzt zu einer äußerlichen Übereinstimmung in einer wesentlicheren Frage. „Schluß mit den Kriegsverbrecherprozessen — ja oder nein?" fragt die „Welt am Sonntag". Und hier die Antwort aus der Bundeswehr: „Kaum ein klares Ja, eher schon ein Nein."
Die Ja-Sager richten sich selbst. Zu den übrigen aber sei bemerkt, daß sie drüben bestenfalls die Eichmänner und Fränckel für Kriegsverbrecher halten, aber nicht die Theoretiker der Judenvergasung wie Globke und nicht die militärischen Drahtzieher der Eroberungen wie Heusinger und Foertsch.
Aber auch bei uns Nein und Ja: „Nein, es soll erst dann Schluß gemacht werden, wenn diese Lumpen alle hinter Schloß und Riegel sitzen." — „Nein, diese Prozesse dienen zur Mahnung für die westdeutschen Kriegsverbrecher und für diejenigen, die vergessen, wozu Unbeteiligtsein führt." Und die „Gegenseite": „Ja, man sollte endlich jedem sein Urteil setzen." So lassen sich Ja und Nein auf einen Nenner bringen: Kompromißlose Bestrafung Wobei für unsere Genossen, das sei hinzugefügt, auch die Globkes und Heusingers zu den Kriegsverbrechern zählen.
Halten wir uns noch ein Weilchen in der Geschichte auf. „Welt am Sonntag": „Die Frage: ,Bejahen Sie Stauffenbergs Attentat auf Hitler?' erhält dem Sinn nach stets sehr ähnliche Antworten: ,Bedingt . . .' Ein Leutnant sagte: ,Bedingt, letztlich kann ich es nicht beurteilen. Wenn ich darüber vor Soldaten sprechen sollte, würde ich es ablehnen!'" Dieser Ehrenmann! Daß der Kommunismus dem braven Bundesbürger alle nur erfindlichen Höllenqualen bringen würde — das kann er beurteilen, und darüber spricht er vor den Soldaten. Aber beim 20. Juli paßt er! Und seine Generale werden ihn nicht einmal zur Ordnung rufen. Der 20. Juli ist ihnen grad gut genug, um sich ein antifaschistisches Mäntelchen umzuhängen. Im übrigen möchten sie die Sache in der Armee nicht zu sehr breittreten. Könnten doch eines schönen Tages wieder . . .
Aber lassen wir unsere Offiziersschüler zu Worte kommen. Fünf Prozent meinen: „Ich bejahe das Attentat. Bei einem Gelingen wäre dem deutschen Volk viel erspart geblieben." Der „Rest"? „Stauffenbergs Tat war richtig und mutig, aber eine Wende hätte es nicht gebracht, diese Kreise wollten den Krieg im Osten fortsetzen." — „Man muß nicht Personen, sondern das System beseitigen!" Also differenzierte, aber vor allem parteiliche Auffassungen!
Doch zurück zur „Welt am Sonntag": „,Haben Sie — wenn Sie einmal an die vielzitierte unbewältigte Vergangenheit denken — innere Hemmungen gegenüber Ihrem Beruf und seiner Ausübung?' . . . ,Nein! — Nein!' — kommt es der Reihe nach. Dann die Erklärungen: ,Was damals geschah, läßt sich nicht verallgemeinern!' — ,Gerade die Offiziere waren immer ein gutes Beispiel!"
Für unsere Offiziersschüler gibt es keine unbewältigte Vergangenheit. So stellten wir ihnen die Frage: „Waren die Offiziere immer ein gutes Beispiel? Wie denken Sie über die Rolle der Offiziere der Hitlerwehrmacht?" Die Antworten: „Er ist mitverantwortlich an den Greueltaten des zweiten Weltkrieges." — „Er stammte zum überwiegenden Teil aus bürgerlichen und junkerlichen Kreisen." — „Der größte Teil der Offiziere waren Menschenschinder, ein kleiner Teil lief nur mit." Unsere nächste Frage ergab sich damit von allein: „Wer sind Ihre Vorbilder?" Drei hatten keine. Die übrigen entschieden sich vor allem für die Spanienkämpfer, dann für „die Widerstandskämpfer, die ihr Leben gaben", für die Männer des Nationalkomitees Freies Deutschland. Namentlich nannten sie Ernst Thälmann, Armeegeneral Hoffmann, Heinrich Rau, Ludwig Renn, Admiral Verner und wieder Ernst Thälmann. Einige sagten: Oberst Petershagen. „Weshalb?" forschten wir. „Glauben Sie in eine ähnliche Situation geraten zu können?" An der Antwort gibt es nichts zu deuteln: „Das ist doch etwas anderes. Wir sind Offiziere einer fortschrittlichen, sozialistischen Armee."
Wo liegen die Wurzeln dieses Abgrunds zwischen dem Denken des Offiziersnachwuchses hüben und drüben? Kommen wir zu zwei Teilantworten.
„W. a. S.": „Stellt man allerdings die Fangfrage: ,Was war ihr Vater?' kommt heraus, daß die Väter der meisten eben doch Offiziere waren . . . 2 bis 3 Prozent stammen aus Arbeiterfamilien; das gilt bereits als erfreuliche Neuigkeit." Unter unseren 40 Befragten waren 75 Prozent Arbeitersöhne, ferner Kinder von Handwerkern, Bauern und Ärzten sowie ein Sohn eines Offiziers der Wehrmacht.
Und wieder die „W. a. S.": „Banale Fragen — etwa: Wie starb Goebbels? — da kommt die Antwort wie aus der Pistole geschossen. Meist fügen sie gleich hinzu: ,Ich lese über diese Zeit alles, was ich bekomme.'"
Eben: Was sie bekommen! Um den Leuten die Augen zu verkleistern, werden für „banale Fragen" Hektoliter von Druckerschwärze vergossen — auch in der „Welt am Sonntag". Die „gehobene" Literatur über den 2. Weltkrieg aber macht Hitler zum alleinigen Sündenbock und die Heusinger und Foertsch zu bedauernswerten Mitläufern.
Auch bei uns antworteten sie wie aus der Pistole geschossen — auf die Frage: „Wer *war* Goebbels?" „Aber wie kam er ums Leben?" 10 wußten es richtig: Durch Selbstmord! Einer tippte auf Erhängen, dann Schweigen in der Runde. Einer glaubte noch zu wissen: „Vor dem Dritten Reich war er Weinreisender." Aber alle hätten wiederum einen Vortrag über die Politik des wirklichen Weinreisenden, des Außenministers Ribbentrop, halten können! — Wir sind nicht ärgerlich über

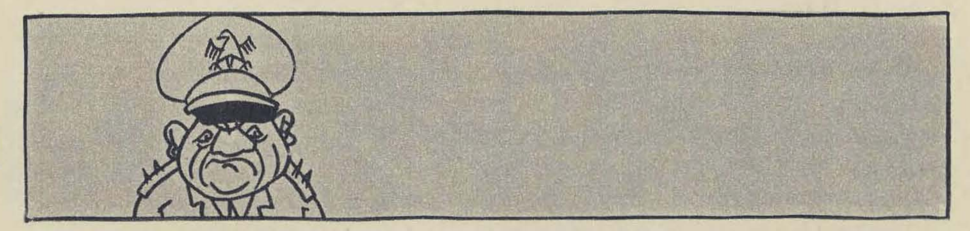
Was wäre wenn ...



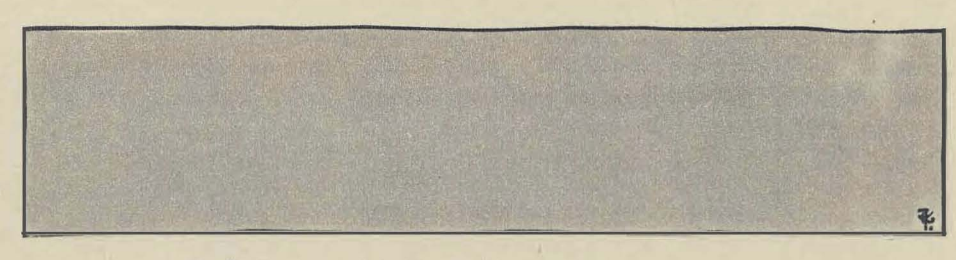
... aus dem Offiziersnachwuchs der Bundeswehr verschwänden ...



... die Söhnchen ehemaliger Wehrmachtsoffiziere ...



... die Söhnchen anderer „bessergestellter" Schichten ...

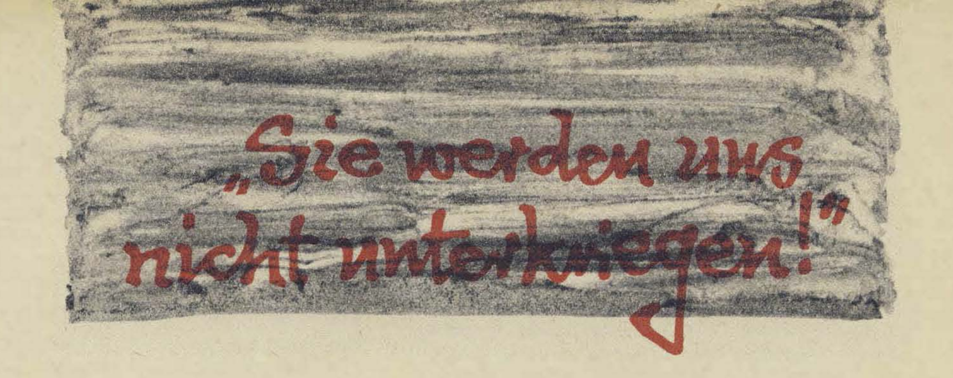


... sowie die übrigen eingefleischten Antikommunisten.

dieses Nichtwissen, aber froh über dieses Wissen. Es zeugt von der Kenntnis der historischen Zusammenhänge. Und darauf kommt es an!
Kommen wir zur letzten Frage. „Leben Sie gern in diesem Staat?" Unsere Offiziersschüler bejahen sie eindeutig, und die Argumente sind zu vielfältig, um eingepaukt zu sein. „Wäre ich sonst Offizier geworden?" Bei anderen steht an erster Stelle das Persönliche: „Hier konnte ich werden, was ich wollte." Die meisten führen politische Gründe ins Feld: „Hier haben die Arbeiter erstmalig ein richtiges Vaterland." Und die drüben? Die „W. a. S.": „Immer folgte einem bedächtigem Ja ein bedächtiges ‚Aber'. Hauptsächliche Einschränkung: ‚Zu wenig Interesse für Politik, mangelndes staatsbürgerliches Bewußtsein bei den meisten.'"
Wie freisinnig! Sie sind nur mit „Einschränkung" für den Bonner Staat. Es gibt ihrer noch zu viele darin, die die Atombewaffnung nicht mitmachen wollen. „Euch kann geholfen werden!" läßt die Bonner Regierung verlauten, „wir arbeiten ja schon längst am Notstandsgesetz"...
Wenn eingangs das Wörtchen „deutsch" betont wurde, dann nur um der Sachlichkeit, nicht etwa um der Gemeinsamkeit willen. Die Offiziere der Volksarmee fühlen sich als Klassenbrüder der westdeutschen Arbeiter. Aber die Bundeswehroffiziere — die jungen wie die alten — wollen und würden auf Befehl gegen uns, gegen alle sozialistischen Staaten marschieren. Und deshalb sind sie unsere Feinde. Und ihr Geschäft ist es, das werden wir nicht vergessen, ihre Soldaten zu ebensolchen Feinden zu erziehen *H. Huth*



MICHAIL SCHOLOCHOW



Sie setzten sich vor den Bunker und rauchten. „Das war wirklich ungeheuer geschickt, wie du den Panzer erledigt hast", sagte Nikolai und betrachtete im abendlichen Dämmerlicht das sonnenverbrannte, ziegelrote Gesicht des Panzerjägers. „Ich dachte schon, ihr wärt beide verschüttet, und plötzlich kommt da die Panzerbüchse zum Vorschein . . ."

Da wurde er von Lopachin spöttisch unterbrochen. „Darauf war ich gefaßt! Bewunderung für meine Arbeit! Und warum hast du nicht selber geschossen, als der Panzer mein Loch überrollte? Warum hast du erst auf die MPi-Männer gefeuert, nachdem ich dich anschnauzte? Deine Bewunderung hilft mir wie einem Toten ein Senfpflaster. Taten will ich und keine Bewunderung."

Nikolai entgegnete lächelnd, der Aufschub sei entstanden, weil er in diesem Augenblick alle Trommeln leergeschossen hatte. Lopachin sah ihn aus verkniffenen Augen mißtrauisch von der Seite an.

„Du warst also schlecht aufs Gefecht vorbereitet, stellt sich heraus. In unseren beiderseitigen Beziehungen fehlt bloß noch, daß du es machst wie unsere lieben Verbündeten: Du wirfst mir die Patronen zu, lobst mich, und ich darf für dich kämpfen. Dazu brauchst du nur dein Gewissen in die Tasche zu stecken. Stimmt's? Das wäre doch ein ideales Kameradschaftsverhältnis?"

Doch als er sah, daß Nikolai ein ärgerliches Gesicht machte, hielt er ihm die breite, kräftige Hand hin:

„Sei nicht böse", meinte er gutmütig. „Darf man denn gekränkt sein, weil einer die Wahrheit sagt? Wenn uns die Not nun mal zusammengeführt hat, müssen wir auch zusammenhalten. Wir sind, glaube ich, aus derselben Gegend. Du stammst doch aus dem Rostower Gebiet? Na siehst du, und ich bin aus Schachty. Wir wollen Freunde sein."

Von diesem Tage an hatten wir wirklich Freundschaft geschlossen, eine einfache, feste Soldatenfreundschaft.

Unten beim Flüßchen sirrten die Sägen der Pioniere, Wasser plätscherte, und fröhlich johlten die badenden Rotarmisten. Nikolai und Lopachin schritten stumm nebeneinander durch das zerdrückte Gras.

„Komm hinter die Brücke, da ist es tiefer", sagte Lopachin.

Gelbe Seerosen schwammen auf dem stehenden Wasser. Es roch nach Schlamm und Fluß. Nikolai zog sich aus, wusch Feldbluse und Fußlappen, setzte sich dann in den Sand und schlang die Arme um die Knie. Lopachin legte sich neben ihn. „Du bist heute ziemlich mißgestimmt, Nikolai." — „Kannst du mir sagen, worüber ich mich freuen sollte? Ich sehe keinen Anlaß."

„Was brauchst du für Anlässe? Bist du nicht am Leben? Also freu dich. Schau, was für ein herrlicher Tag heute ist. Die Sonne, der Fluß, die Seerosen! Alles lacht nur so. Ich staune manchmal über dich: Du bist ein alter Soldat, stehst fast ein Jahr im Feld, aber Stimmungen hast du wie ein Rekrut. Was denkst du dir eigentlich? Glaubst du, es sei schon alles aus, weil sie uns ordentlich eingeheizt haben? Weltuntergang? Aus der Krieg?"

Nikolai verzog verdrießlich das Gesicht.

„Wer sagt denn, daß der Krieg aus ist?" brummte er." Ich bin gar nicht der Meinung, aber leichtfertig die Dinge hinnehmen, kann ich auch nicht. Und du tust das, du gibst dir den Anschein, als wäre nichts passiert. Für mich ist es klar, daß eine Katastrophe eingetreten ist. Die Ausmaße dieser Katastrophe können wir beide nicht beurteilen, aber mutmaßen können wir einiges. Wir sind seit fünf Tagen auf dem Rückzug. Unser Regiment ist völlig zerschlagen. Und wie steht es mit den anderen? Mit der Armee? Klar, daß die Front an einem breiten Abschnitt durchbrochen ist. Die Deutschen haben sich an unsere Fersen geheftet, erst gestern konnten wir sie abschütteln, wir klotzen und klotzen, und wann wir stehenbleiben, ist eine große Frage. Da soll man nicht die Laune verlieren, bloß marschieren, ohne zu wissen, was vorgeht. Und mit was für Augen uns die Einwohner nachschauen! Es ist einfach zum Verrücktwerden!"

Nikolai blickte schweigend und mißmutig auf das Spiegelbild einer kleinen weißen Wolke im Wasser. Da begann Lopachin zwar sehr ruhig, aber voll Erbitterung zu reden:

„Ich sehe keinen Grund, wie ein Hund den Schwanz zwischen die Beine zu klemmen, verstanden? Wir haben Keile gekriegt. Also haben wir sie verdient. Kämpft besser, ihr Hundesöhne! Klammert euch an jede Scholle eurer Heimaterde, lernt den Feind so schlagen, daß ihm der letzte Schluckauf kommt. Könnt ihr das nicht, dann jammert nicht, wenn man euch die Fresse blutig schlägt und die Einwohner euch nicht gerade freundlich nachschauen. Wie kommen sie auch dazu, uns mit Brot und Salz entgegenzuziehen? Du kannst dich noch bedanken, daß sie uns nicht ins Gesicht spucken. Du bist kein Hurrakrakeeler, also erkläre mir bitte, wie es

kommt, daß die Deutschen nur mit schwerer Mühe herauszuhauen sind, wenn sie irgendwo ein Dörfchen besetzen, auch wenn es nur so groß wie ein Eiterpickel ist, während wir manchmal ganze Städte fast kampflos aufgeben und im Galopp davonlaufen. Wir müssen sie uns doch selber nachher zurückerobern, oder meinst du, die Arbeit nähme uns ein anderer ab? Das kommt alles davon, daß wir zwei beiden, werter Mister, noch nicht richtig zu kämpfen verstehen und noch nicht die richtige Wut im Leibe haben. Wenn wir das erst gelernt haben, wenn wir erst mal mit Schaum vor dem Mund zum Gefecht antreten, dann wird sich der Deutsche hurtig mit dem Hintern nach Osten drehen, kapiert? Ich für mein Teil koche dermaßen vor Wut, daß es zischt, wenn du mich anspuckst. Deshalb halte ich auch den Kopf hoch und laß mich nicht unterkriegen, weil ich so fuchsteufelswild bin. Aber du läßt den Schwanz hängen und heulst: ‚Ach, unser Regiment ist kaputt! Ach, die Armee ist hin! Ach, die Deutschen sind durchgebrochen!' Der Teufel soll sie holen, die verfluchten Deutschen. Durchgebrochen sind sie, das stimmt, aber wer hilft ihnen hier heraus, wenn wir erst die Kräfte beisammen haben und zuschlagen? Wenn wir ihnen schon jetzt beim Rückzug keine Ruhe lassen, dann kriegen sie bei der Offensive zehnmal schmerzhaftere Schläge. Ja, wir gehen zurück, ob das nun schlimm oder gut ist. Die aber werden gar nicht zum Rückzug kommen, weil sie dann nichts mehr zum Laufen haben! Sobald die uns erst mal den Hintern zeigen, reißen wir den Höllensöhnen die Beine aus, wo sie angewachsen sind, damit sie in Zukunft nicht mehr unser Land zertrampeln können. So sehe ich die Sache. Und dir möchte ich eins raten: Vor mir brauchst du keine Tränen zu vergießen, ich werde sie dir nicht abtrocknen. Ich habe während des Krieges eine verflixt harte Hand bekommen, und die könnte mir zu unguter Stunde ausrutschen."

„Ich brauche deinen Trost nicht, du Dummkopf. Und deinen Wortschwall kannst du dir sparen. Aber vielleicht sagst du mir, wann wir nach deiner Ansicht endlich das Kämpfen lernen werden? Wenn wir in Sibirien stehen?"

„In Si-bi-ri-en?" fragte Lopachin gedehnt und blinzelte angestrengt mit den hellen Augen. „Nein, werter Mister, diese Schule liegt ein bißchen zu weit entfernt. Hier, wo wir jetzt stehen, werden wir es lernen, in dieser Steppe, verstanden? Sibirien wollen wir einstweilen von der Landkarte streichen. Gestern sagte Sascha, meine Nummer zwei, zu mir: ‚Wenn wir erst am Ural sind, werden wir mit den Deutschen flink fertig, dort gibt es Berge.' Und ich habe ihm geantwortet: ‚Wenn du Kröte noch einmal ein Wort vom Ural sagst, dann soll es mir um eine Pak-Patrone nicht leid tun, dann nehme ich sofort meine Knarre und schieße dir deinen dämlichen Schädel im Direktbeschuß von den Schultern!' Er machte einen Rückzieher, es sei nur ein Spaß gewesen. Ich sagte ihm, daß es auch meinerseits ein Spaß gewesen sei, auf solche Esel wie ihn schieße man nicht mit Stahlmantelgeschossen, und noch dazu aus einer guten Panzerbüchse. Damit hatte die angenehme Unterhaltung ihr Ende."

Lopachin kroch zum Wasser, rieb sich die rauhen Fußsohlen lange mit dem feuchten körnigen Sand und drehte sich dann zu Nikolai um.

„Da fällt mir gerade ein Ausspruch unseres gefallenen Politleiters Rusajew ein, Nikolai. Er soll angeblich von einem berühmten General stammen. ‚Wenn jeder Rotarmist auch nur einen Deutschen getötet hätte, wäre der Krieg längst aus.' Daraus folgt, daß wir zuwenig von den Nattern niedermachen, nicht wahr?"

Nikolai hatte die Unterhaltung satt.

„Eine ziemlich primitive Rechnung", antwortete er giftig. „Wenn jeder unserer Generale eine Schlacht gewinnen wollte, wäre der Krieg wahrscheinlich noch eher aus."

Lopachin hörte mit seiner Beschäftigung auf und lachte schallend.

„Wie sollen denn die Generale ohne uns die Schlachten gewinnen, du Esel? Versuch mal mit solchen Kämpfern wie meinem Sascha eine Schlacht zu gewinnen. Noch ist er nicht am Don und schielt schon nach dem Ural. Ein General ohne Truppe oder mit einer schlechten Truppe ist meiner Ansicht nach dasselbe wie ein Hochzeiter ohne ... Natürlich gibt's auch Generale wie unseren Sascha. Unglücksraben, die von den Deutschen von der Grenze bis hierher nichts als Kloppe kriegen. So einer ist natürlich weichgekloppt, hat den Mut verloren und denkt nicht mehr daran, wie er die Deutschen schlagen, sondern nur, wie er ihren Schlägen entgehen könnte. Aber von der Sorte gibt's nur wenige, und sie geben nicht den Ausschlag. Doch bei uns hat sich die Sitte eingebürgert, daß alles im Flüsterton über die Generale herzieht, wenn was an der Front nicht klappt. Dies können sie nicht, jenes können sie nicht, kämpfen können sie nicht, und alles Unheil stammt von ihnen. Wenn man der Sache aber mal richtig auf den Grund geht, dann tragen die Generale gar nicht an allem Schuld, und auch beim Schimpfen sollte man sich ein bißchen zurückhalten, denn die Generale sind die unglücklichsten Leute im ganzen Krieg. Du brauchst mich gar nicht so anzustarren wie der Ochs das neue Tor. Es stimmt schon, was ich sage. Früher, als ich noch dumm war, habe ich selber die Generale manchmal um ihren Rang beneidet. Ein blitzsauberes Leben, dachte ich, schön zum Anschaun wie ein Fasan. Schützenlöcher brauchen sie nicht zu buddeln, auf dem Bauch durch den Dreck zu kriechen brauchen sie nicht. Aber als ich dann gründlicher darüber nachdachte, merkte ich, daß das alles halb so schön ist.

Ich war damals noch MPi-Schütze, kein Panzerjäger, als die Kompanie einmal zum Angriff vorgehen sollte. Ich trödelte, nachdem der Befehl gegeben war. Ehrlich gesagt, der Beschuß war sehr stark, und ich wollte nicht vom Boden hoch. Aber der Zugführer rannte herbei, fuchtelte mit der Pistole in der Luft herum und schrie fluchend: ‚Steh auf!' Wir führten den Angriff durch, und nachher habe ich mir einiges durch den Kopf gehen lassen. Gut, dachte ich mir, ich bin ein einfacher Soldat und habe für meine Saumseligkeit einen Fluch abbekommen. Ich bin nur für mich selbst verantwortlich. Aber der Divisionskommandeur trägt die Verantwortung für Tausende von Leuten, und wenn bei ihm etwas nicht



Illustration:
Wolfgang Würfel

klappt, wieviel Verwünschungen bekommt er? Und der Befehlshaber einer Armee? Als ich nachrechnete, wurde mir ganz schwindlig. Nein, dachte ich, danke schön. Da bleibe ich schon lieber ein einfacher Soldat.

Stell dir bitte mal folgende Situation vor, Nikolai: Da sitzt so ein General die ganze Nacht hindurch mit seinem Stabschef zusammen und bereitet einen Angriff vor, ißt nicht, schläft nicht, zerbricht sich nur den Kopf. Unter den Augen hat er Säcke vom vielen Nachdenken, und der Schädel platzt ihm fast von all den Hypothesen. Alles muß er berechnen, alles voraussehen. Dann schickt er die Regimenter zum Angriff vor, und der Angriff bricht elend zusammen. Warum? Gründe gibt's genug. Vielleicht hat er sich auf den Petja Lopachin wie auf seinen leiblichen Vater verlassen, aber der Petja hat's mit der Angst gekriegt und Fersengeld gegeben, der Nikolai Strelzow hat's ihm nachgemacht und hinterdrein auch die anderen Scheißkerle. Und der Tanz ist aus. Diejenigen, die gefallen sind, haben dem General natürlich nichts mehr vorzuwerfen, die anderen aber, die sich nach ihrem Dauerlauf glücklich verpustet haben, schimpfen auf den General nach Strich und Faden. Und sie schimpfen, weil sie aufrichtig davon überzeugt sind, daß bloß der General an allem schuld sei und sie alle nichts dafür könnten. Laut Reglement schimpft natürlich jeder nur leise in sich hinein, aber hat es der General davon etwa leichter? Der sitzt in seinem Bunker, den Kopf in die Hände gestützt, und um ihn schwirren zu Tausenden unsichtbare Verwünschungen wie Falter um die Lampe. Dann klingelt auch noch das Telefon; der arme General wird direkt aus Moskau verlangt. Die Haare sträuben sich dem General dermaßen, daß die schöne Mütze in die Höhe steigt, und während er den Hörer abnimmt, denkt er: Ach du meine arme Mutter, weshalb hast du mich bloß als General geboren? An der direkten Leitung beschimpft ihn natürlich keiner, in Moskau sitzen höfliche Leute, aber er bekommt etwa folgendes zu hören: ‚Was soll das eigentlich heißen, Iwan Iwanowitsch, daß Sie die Operation so unfähig leiten? Der Staat hat für Sie Geld ausgegeben, hat Sie ausgebildet, hat Ihnen Kleider und Schuhe, Speise und Trank gegeben, und Sie machen solche Geschichten. Bei einem Säugling ist es verzeihlich, wenn er die Windeln schmutzig macht, dafür ist er ein Säugling, aber Sie sind kein Säugling, und in den Schmutz gezogen haben Sie keine Windeln, sondern unsere Offensivoperation. Wie konnte das geschehen? Haben Sie die Güte und erklären Sie uns die Ursache.‘ Die Stimme ist leise und sehr höflich, aber sie benimmt dem General den Atem, und der Schweiß rinnt ihm in Strömen über den Rücken.

Nein, Kolja, du kannst natürlich machen, was du willst, aber ich habe keine Lust, General zu werden. Bei all meinem Ehrgeiz, ich mag nicht und fertig. Wenn ich plötzlich in den Kreml gerufen würde und man dort zu mir sagte: ‚Genosse Lopachin, übernehmen Sie bitte den Befehl über die x-te Division‘, dann würde ich von Kopf bis Fuß blaß werden und mich ganz entschieden weigern. Und wenn man weiter darauf bestünde, würde ich aus dem Zimmer gehen, auf die Kremlmauer steigen und mich von dort in die Moskwa stürzen — so würde ich's machen!“

Lopachin hob die Arme über den Kopf, machte einen Satz und ließ sich wie ein Stein bäuchlings in das grüne, pralle Wasser fallen. *(gekürzt)*

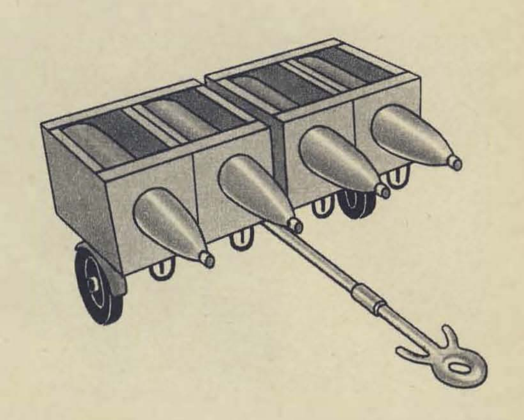
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Elektronischer Übersetzer

Wie die „Presse der Sowjetunion" berichtet, haben rumänische Spezialisten des Polytechnischen Instituts in Timisoara einen elektronischen Übersetzungsautomaten konstruiert, der wissenschaftliche Texte aus dem Englischen ins Rumänische übersetzt.

»Entac« auf neu?

Die gelenkte französische Panzerabwehr-Rakete „Entac" soll in diesem Jahre mit einigen Veränderungen in Produktion gehen. Die Firma „Nord Aviation" will monatlich 4000 Stück bauen. Der Einsatz dieser Rakete soll von SPW bzw. Hubschraubern aus gegen Panzer und gepanzerte Fahrzeuge erfolgen. Die Verpackungsbehälter dienen gleichzeitig als Transportfahrzeug. Die „Entac" hat eine Geschwindigkeit von 300 km/h und eine Reichweite von 1,6 km.





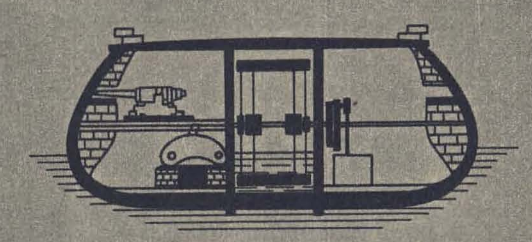
Die schwimmende Batterie

Von Doppelrumpf-Flugzeugen haben Sie bestimmt schon gehört – aber von Doppelrumpf-Kriegsschiffen? Die eigentlichen Erfinder des Doppelrumpf-Schiffes sind die Polynesier. Sie verbanden zwei Boote durch eine Plattform zu einem und nannten dieses Wasserfahrzeug „Katamaran" (Doppelrumpf). Es war ein kentersicheres Fahrzeug, mit dem die Südsee-Insulaner weite Fahrten unternahmen. Ein Kriegsschiff allerdings machten sie nicht daraus.

Der englische Ingenieur Robert Fulton, dem die erste erfolgreiche Anwendung der Dampfkraft als Schiffsantriebsmittel zugeschrieben wird, hatte neben dieser Erfindung, die sich bahnbrechend auf den weiteren Schiffbau auswirkte, auch für den Kriegsschiffbau einige spezielle Projekte geschaffen. Sie hätten sich ebenfalls günstig ausgewirkt, wenn sie damals mehr beachtet worden wären. Neben dem ersten gebrauchsfähigen U-Boot für die französische Marine, das sich bei seiner Erprobung sehr gut bewährte, baute er im Auftrage des nordamerikanischen Kongresses (um 1780) das erste dampfgetriebene Kriegsschiff. Auch zum Bau dieses Fahrzeuges wäre es nicht gekommen, wenn nicht gegen Ende des Krieges zwischen den USA und England die Amerikaner infolge ihrer Schwäche zur See gezwungen gewesen wären, eine schnelle und wirksame Küstenverteidigung zu schaffen.

Dieses Fahrzeug, das auf den Namen „DEMOLOGOS" getauft wurde, war nach Katamaranerart aus zwei Schiffshälften, die durch ein gemeinsames Deck und einen gemeinsamen Schiffsboden auf fast der ganzen Länge miteinander verbunden waren, zusammengesetzt. Beide Rümpfe waren aus Holz gebaut und hatte eine Länge von 47,6 m (ü. a.) Sie waren durch einen 4,6 m breiten Kanal getrennt, in dem das Schaufelrad völlig unter Deck in geschützter Lage vor feindlichen Geschossen arbeitete. Das war sehr günstig, weil dadurch Platz für die Breitseitaufstellung der Batteriegeschütze gewonnen wurde.

Dieser Kriegskatamaran war als schwimmende Batterie gebaut und hatte in seinen Breitseiten Platz für insgesamt dreißig 32-Pfünder. Er wurde durch eine oszillierende Dampfmaschine angetrieben, die dem Fahrzeug bei seiner Probefahrt eine Geschwindigkeit von 5,1 sm/h gab. Maschine und Kessel, welche im Raum der Schiffshälften getrennt aufgestellt waren, wurden wie die Batterie durch eine 1,5 m dicke hölzerne Panzerwand geschützt. *H. P.*



Querschnitt durch die „Demologos" im Mittelschiffsspant

Senkrechtstarter aus der ČSSR

Zur Zeit laufen im Forschungs- und Versuchsinstitut für Luftfahrt in Praha-Letnány Erprobungen für einen Senkrechtstarter. Zu den Versuchen, bei denen vorerst die Wirkungsweise im Prinzip an einem Modell untersucht wird, dient ein Tiefdecker, dessen Tragflügel um 90° um die Querachse des Flugzeuges gekippt werden können. Beim Übergang zum Normalflug werden die Flügel allmählich in die Normallage zurückgeführt. Die spätere Ausführung des Senkrechtstarters wird jedenfalls anders aussehen als das Modellflugzeug.

TS-11 »Iskra«

Der erste polnische Strahltrainer, TS-11 „Iskra", ist vor kurzem seiner Bestimmung übergeben worden. Das Konstrukteurkollektiv um Dr. Ing. Tadeus Soltyk, bekannt durch die Schulflugzeuge „Junak" und „Bies", schuf den Strahltrainer. Das zweisitzige Schul- und Übungsflugzeug hat folgende Kenndaten:
Spannweite: 10,00 m; Länge: 11,00 m; Höhe: 3,30 m. Seine Gesamtmasse beträgt maximal 3400 kg, die Fluggeschwindigkeit liegt bei 800 km/h. Es erreicht eine Höhe von 12 000 m.



Neues Amphibienfahrzeug

1963 soll ein neues Amphibienfahrzeug für die US-Marine-Infanterie in Erprobung gehen, das einziehbare Unterwassertragflügel besitzt. Das Fahrzeug ist mit Gasturbinen ausgestattet, die Geschwindigkeiten von 35 km/h bei rauher See, bzw. von 60 km/h an Land ermöglichen.

Hochleistungsscheinwerfer

Mit einer Leistung von fünf Millionen Lumen soll ein in England entwickelter Scheinwerfer eine Reichweite von rund 65 km erreichen. Der Scheinwerfer hat einen Durchmesser von 80 cm. Eine Xenon-Röhre dient als Leuchtquelle. Gespeist wird sie aus einer Trockenbatterie.

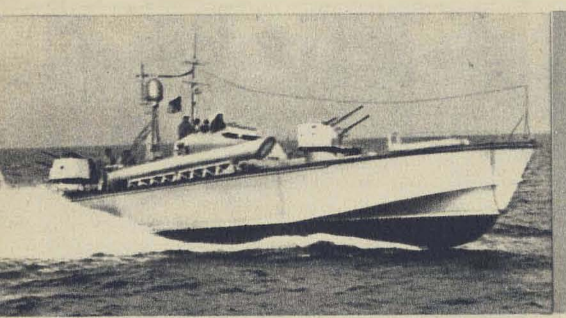
Buchecke

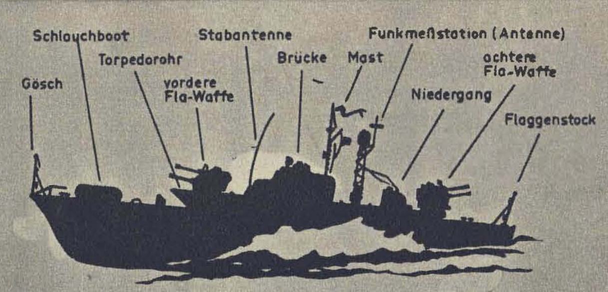
Kurs liegt an

Vereint mit Harmonikaklängen kämpft eine heisere Männerstimme gegen Stimmengewirr, Tellergeklapper und dichte Rauchschwaden. An den verklärten Gesichtern meiner marineblauen Tischnachbarn merke ich, daß hier jemand die „Weiße Taube" zum Besten gibt. Sie singen beide mit. Mich sehen sie dabei so intensiv an, daß ich sofort Gabel und Messer aus der Hand lege. Nach drei Strophen gibt der Sänger auf. Meinen Tischnachbarn ist anzumerken, daß sie auch zehn Strophen mitgemacht hätten. Doch das Leben geht weiter, und so ergreifen wir denn, was wir vorhin fallengelassen hatten: ich Messer und Gabel, sie den Faden ihres Gespräches.
„Tja", sagt der eine, „lieber Hein, ich mache da also meine Standortbestimmung, schreibe alles in die Kladde und zeige sie dem Kommandanten. Der sieht mich an, schüttelt den Kopf, vergleicht und sagt dann zu mir: ‚Obermüller', sagt er, ‚nehmen Sie mal die Mütze ab, wir liegen nämlich in der Berliner Staatsoper vor Anker wie der Fliegende Holländer'." Hein staunt. Ich staune auch. Ich kannte den Witz aus der Armee-Rundschau. Nur die Staatsoper ist dichterische Freiheit. Ich kannte ihn mit der Dresdener Gemäldegalerie.
„Pit", Hein spricht wie ein strenger Lehrer, „du mußt man immer lernen und vergiß nicht, wo du wann was nachlesen kannst."
Da lege ich ein Buch auf den Tisch, zwischen ihre Biergläser. Ihre Gesichter sind Fragezeichen. „Hein", grient Pit, „wenn das hier ein Sextant und das da ein Kompaß ist, denn bist du gemeint." Hein sieht mich an und ich nicke. „Lehrbuch der terrestrischen Navigation", liest er, dann schlägt er das Buch auf. „Mann, Pit", staunt er, „dies ist ja von meinen Lehrern an der Schanze, von Birr und den anderen!" Dann blättert er und ich erzähle ihm die Geschichte und den Inhalt des Buches.
Es fehlte schon lange, dieses Lehrbuch der terrestrischen Navigation. Lehrer und Schüler an der Seeoffiziers- und Flottenschule können ein Lied von der vielen überflüssigen Arbeit singen, die sein Fehlen mit sich brachte.
Das Kollektiv der Offiziere des Lehrstuhls Navigation an der Seeoffiziersschule zog daraus die Schlußfolgerungen, und nach viel Arbeit und vielen Mühen erschien das Lehrbuch, genau dem Programm angepaßt und vom Chef der Volksmarine für die Ausbildung bestätigt, im Deutschen Militärverlag.
Das Buch ist den bisher bekannten Lehrbüchern weit überlegen. Verschiedenen Abschnitten, zum Beispiel der Navigation unter besonderen Bedingungen, der Seevermessung und anderen Teilgebieten wurde größere Bedeutung beigemessen. Völlig neu sind das ausführliche und dreisprachige Fachwörterverzeichnis (russisch, englisch, deutsch), die Abhandlung über das sowjetische Betonnungssystem und mehrfarbige Darstellungen sowjetischer, englischer und deutscher Seekartenzeichen und -abkürzungen. *Klaus Krumsieg*

Jagdhunde ZUR SEE







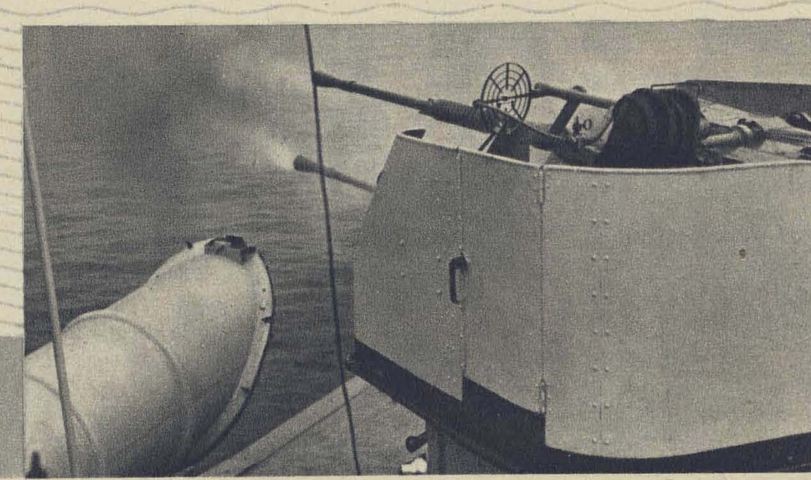
Der Vergleich drängt sich auf: Die Meute bricht aus dem Dickicht hervor und stürzt sich auf das Wild. Auf die Torpedoschnellboote gemünzt: Ein Rudel TS-Boote bricht mit Höchstfahrt aus der Nebelwand, jagt auf den „Gegner“ zu, um ihm den Garaus zu machen.

Torpedoschnellboote sind eine offensive Seekriegswaffe, deren Bestimmungszweck im Angriff auf feindliche Uberwasserschiffe, auf Transport- und Landungskräfte vor der eigenen Küste liegt. Auch zum Vorpostendienst und zur Aufklärung in Küstennähe werden sie eingesetzt.

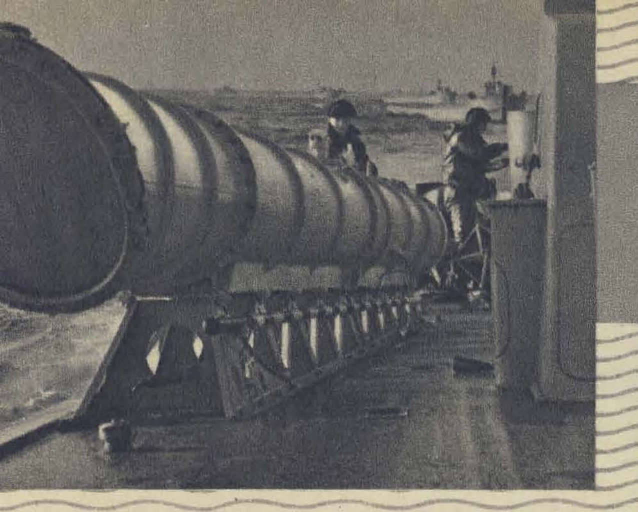
Die Torpedoschnellboote sind die Nachfahren der Torpedoboote, die zu Beginn unseres Jahrhunderts aufkamen. Weil der Torpedo auf großen Kriegsschiffen, wie Linienschiffe, Panzerkreuzer und Kreuzer stets im Schatten der Hauptartillerie sein Dasein fristete und so nicht voll seiner eigentlichen Rolle gerecht wurde, suchten die Marinekreise aller Länder nach einer Lösung des Problems. So entstand das Torpedoboot als Träger der eisernen Aale. Der Torpedo war dort zur Hauptwaffe geworden.

In Auswertung von englischen und deutschen Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg wurde zuerst in Italien ein seefähiger Schnellbootstyp entwickelt, der nach kurzer Erprobung in der U-Boot-Jagd sehr bald vorrangig als Torpedoträger eingesetzt wurde. In den dreißiger Jahren hielt das Torpedoschnellboot in alle Flotten Einzug, es bewährte sich in den Gefechten des zweiten Weltkrieges und nimmt heute einen hervorragenden Platz in allen modernen Marinen, darunter auch unsere Volksmarine, ein. Es ist ein kleines, aber äußerst schnelles und manövrierfähiges Kampfboot, das selten einzeln angreift. TS-Boote wirken meist mit anderen Uberwasserkräften und Flugzeugen zusammen und greifen im Verband an.

Zur Zeit unterscheidet man zwischen großen (mindestens vier Torpedorohre) und kleinen (zwei Torpedorohre) TS-Booten. Ihre Wasserverdrängung liegt zwischen 40 und 130 ts. Ihre Ge-

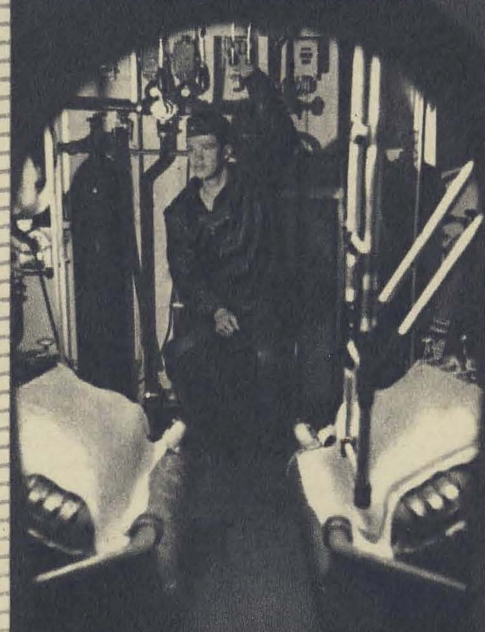


Die vordere Fla-Waffe beim Einsatz. Hydraulische und mechanische Richtmechanismen ermöglichen ein schnelles Richten nach Höhe und Seite.

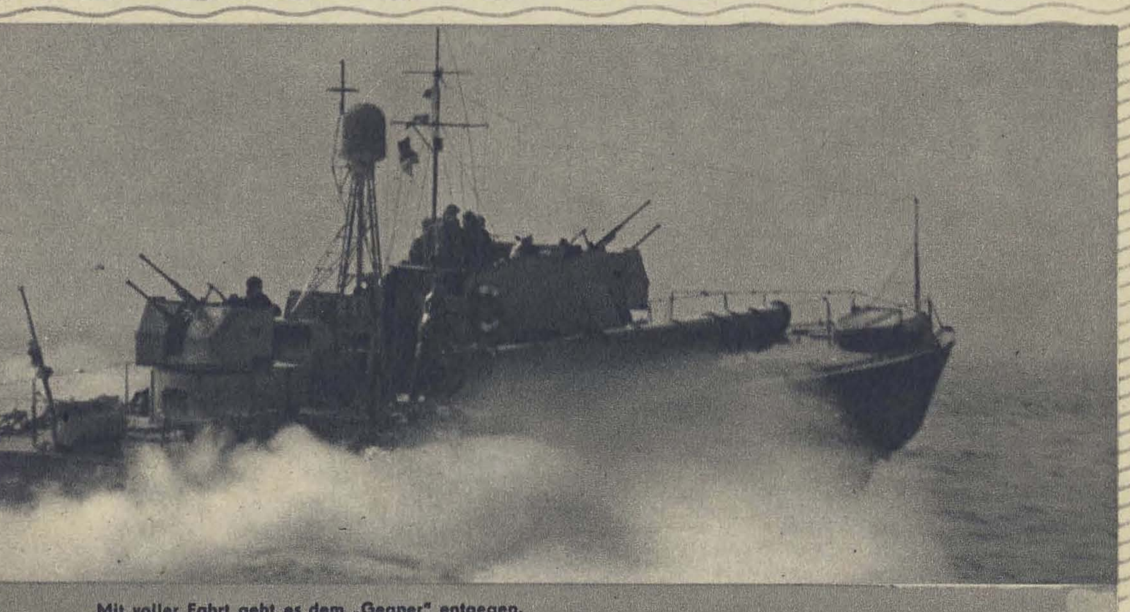


Steuerbords und backbords liegen die starr montierten Torpedoausstoßrohre. Im Hintergrund die anderen Boote des Verbandes.

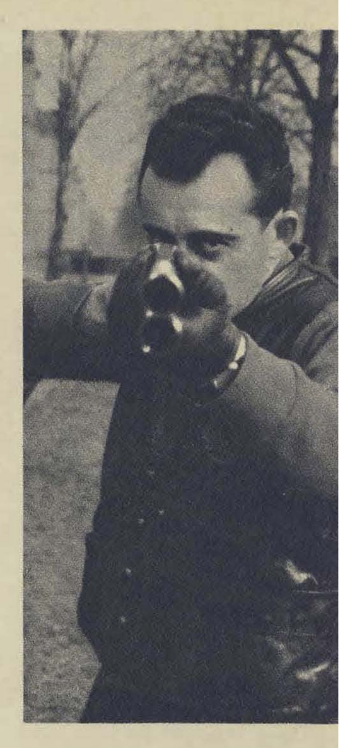
Eng ist es unter Deck, wo die Maschinisten ihren schweren Dienst versehen. Da muß jeder Handgriff sitzen, soll die Aktion erfolgreich sein.



schwindigkeit beträgt bis zu 60 sm/h. Zur Selbst- und Luftverteidigung sind sie mit automatischen Fla-Waffen kleineren Kalibers bestückt.
Die Torpedorohre befinden sich meistens an Oberdeck. Sie sind starr befestigt, das Richten erfolgt mit dem ganzen Boot.
Ferner sind TS-Boote mit Nachrichtenmitteln, Funkmeßgeräten und den verschiedensten anderen Aggregaten ausgerüstet. Damit die Boote leicht sind, werden sie aus Holz oder Leichtmetall gebaut. Erste Versuche, TS-Boote aus Plaste zu bauen, ergaben in verschiedenen Ländern gute Ergebnisse. Sie werden die Torpedoschnellboote der Zukunft sein.
Die TS-Boote unserer Volksmarine gehören zur Gattung der kleinen TS-Boote. Den Belangen des modernen Seekrieges angepaßt, zählen sie zu den besten ihrer Klasse. — KK —

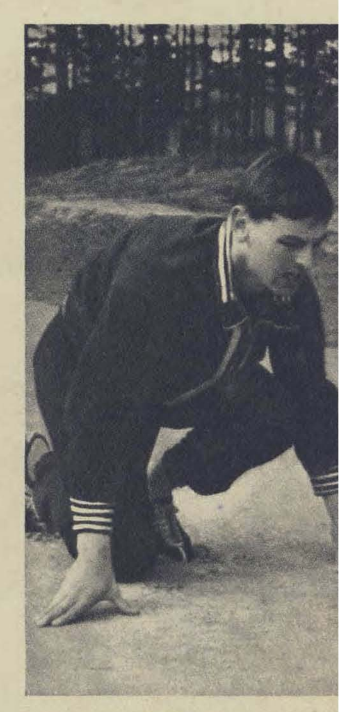


Mit voller Fahrt geht es dem „Gegner" entgegen.



OBERLEUTNANT GERHARD ASSMUS ist einer der erfolgreichsten Wurftaubenschützen unserer Republik. Zahlreiche internationale Triumphe, ein ausgezeichneter 17. Platz im letzten olympischen Kräftemessen und eine Silbermedaille bei den vorjährigen Welttitelkämpfen innerhalb der Mannschaft belegen diese Behauptung. Fragst du den 34jährigen Leipziger Armeesportler aber, welche Plazierung er für die wertvollste hält, wird er dir das Erlebnis der gesamtdeutschen Olympia-Ausscheidungskämpfe von Hannover erzählen. Anfangs wurden die DDR-Schützen kaum beachtet und nur von oben herab überlegen gemustert. Die Herren Grafen von der Mühle, von Scheel-Plessen und wie sie alle hießen, fuhren, monokelbestückt, in schweren Mercedes- und Opel-Limousinen an den Grabenstand. Man glaubte in den Schützenkreisen der Gutsbesitzer, Bankiers und Fabrikherren an eine deklassierende Niederlage der „von drüben". Sie mußten allerdings schnellstens ihr Urteil revidieren, als die Serien geschossen waren. Denn hinter Graf von der Mühle hatte sich Oberleutnant Aßmus geschoben – treffergleich mit dem Margarine-Fabrikanten Jörgens. Ein Stechen machte sich erforderlich. Schon das hatte man nicht erwartet. Dreißig Minuten lang filmten Kameraleute von Film und Fernsehen den Offizier der Volksarmee, ehe es in den nervenaufreibenden Endkampf ging. 25 Tauben mußten getroffen werden. Beide verfehlten nur zweimal die flache Tonscheibe. Eine neue Serie war notwendig. Als Gerhard Aßmus bis zur 16. Taube mithielt, gingen dem „Sanella"-Industriellen die Nerven durch – er schoß daneben. Impulsiv drehte sich der Leipziger zu seinen Freunden um: „Jetzt hat er verspielt!", und schlug ihn mit 24:23 Treffern. Der gelernte Büchsenmacher und dreifache Meister des Sports hatte für eine nicht geringe Sensation gesorgt!

Dürfen wir vorstellen...



UNTEROFFIZIER LEONHARD GÖBEL gehört zur großen Schar der ungenannten und meist unbekannten Genossen in unserer Volksarmee, die fast ihre ganze Freizeit dem Sport widmen. Denn um die 100 m in 11,4 sec zu bewältigen, 6,50 m weit und 1,73 m hoch zu springen, im Dreisprung mit 13,35 m die Leistungsklasse II zu erreichen und schließlich noch in der Handballmannschaft mitzuwirken – dazu summieren sich schon pro Woche einige Trainingsstunden. Eigentlich hatte sich der Werkzeugmacher aus dem Erzgebirge fast nur mit dem Handballsport befaßt, ehe er sich zur Armee meldete. Im Truppenteil Fleischmann aber, wo er seinen Dienst aufnahm, ist das Sportleben sehr vielseitig. So versuchte er es mit der Leichtathletik, blieb ihr treu und kann heute mit berechtigtem Stolz auf fast 40 Urkunden blicken. Zwei zentrale Sportfeste der LSK/LV hat er mitgemacht und sich dabei drei Bronzemedaillen erobert. Außerdem war Genosse Göbel noch Sportgruppenorganisator, ASG-Leitungsmitglied und Sektionsleiter Leichtathletik. Diese Tätigkeiten verlangten mindestens gleichviel, wenn nicht noch mehr Zeit. Er opferte sie allerdings nur zu gern. Dem Sportabzeichen galt stets sein Hauptaugenmerk, und zahlreiche Sportfeste hat er organisiert, um in die Sporttätigkeit Regelmäßigkeit zu bekommen. Viele interessante Veranstaltungen ließ er sich einfallen, und mit selbstangefertigten Werbeplakaten und vielen Gesprächen gewann er auch die Abseitsstehenden. So erreichte er, daß seine Sportgruppe den ersten Platz im Standort-Wettbewerb belegte, „Beste" wurde und den Titel des Fußballmeisters der Dienststelle erkämpfte. Wenn du diese Zeilen liest, wird „Leo" Göbel seinen Dienst beendet haben. Traktor Rittersgrün im Erzgebirge aber wird sich freuen, einen Reservisten zu bekommen, der im Sport „was los macht" . . .



Mit 100 Sachen IN DIE KURVE?

„Was machen Sie", examinierte der Fahrlehrer seinen Schüler, „wenn Sie während der Fahrt plötzlich ein verdächtiges Geräusch im Motor hören?" Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Er stellt den Autosuper auf erhöhte Lautstärke."
Ach, den kannten Sie bereits?
Schade.
Übrigens, haben Sie auch schon gehört, daß die Straßen demnächst gefärbt werden sollen? Ja, und zwar, wenn es nach dem niederländischen Farbchemiker Kaptijn geht, die Autobahnen grün, Fußwege weiß, Schnellstraßen blau, Kurven orange . . .
So, und nun stellen Sie sich den oben zitierten Wandererwitz einmal illustriert vor: Mit hundert Sachen in die Kurve; im Motor scheppert's unangenehm; Autosuper auf volle Lautstärke — bums, und Sie sehen am hellichten Tage orange flimmernde Sterne!
„Wehe, wehe! wenn ich auf das Ende sehe", pflegte Wilhelm Busch in solchen Fällen wohl zu sagen. Was Gefreiter Bernd Rose (21) mitnichten tut, denn für ihn gibt's nichts Schöneres, als mit Caracho über die Landstraßen und mit hundert Sachen in die Kurve zu jagen. Begründung: „Ein ‚schneller Hirsch' will eben auch schnell gefahren sein."
Worauf sich Flieger Edward Henniger (19) zum Wort meldet: „Der tut ja gerade so, als ob es eine Kunst wäre, schnell zu fahren." Nun bitte, fragen wir mal:

Ist schnellfahren eine Kunst?

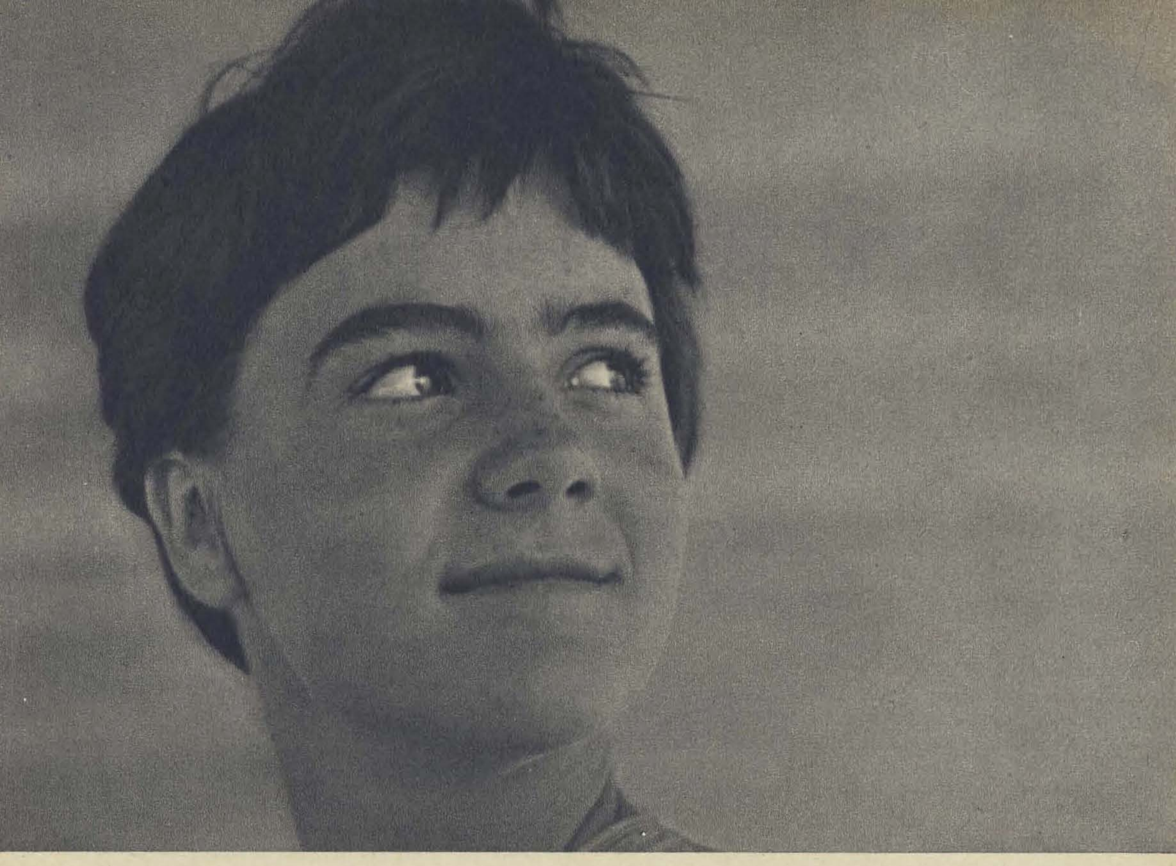
„Nein, schnellfahren ist Training", behauptet Offiziersschüler Erich Knabe (23), während Matrose Dieter Winneknecht (23) erklärt: „Rasen kann jeder. Aber sicher fahren und sein Fahrzeug stets in der Gewalt haben, ist schon schwieriger." Dafür kontert Unteroffizier Lothar Sachs (20): „So 'ne richtige Autobahnjagd muß man aber schließlich auch mal mitgemacht haben."
Bitte, wenn dabei nicht gerade eine alte Sachs gegen die Java steht, ist das wohl kaum eine Kunst. „Und auch keine Leistung", wirft Unterleutnant Siegfried Ebel (24) ein. „Die Tachometernadel auf hundert klettern lassen, ist doch kein Verdienst des Fahrers, sondern eine Angelegenheit der Leistungsfähigkeit des entsprechenden Motors."
„Ja, aber verdammt noch mal, wenn meine Maschine nun einmal so hochgezüchtet ist, warum soll ich sie dann nicht ausfahren dürfen", fragt unwillig Kanonier Peter Scharnowsky (18). Unter dem Titel

Teststrecke Autobahn

antwortet ihm Feldwebel Klaus Bode (22): „Dagegen hat ja niemand etwas, zumindest im Prinzip nicht. Ich muß nur wissen, wo und wann ich etwas kräftiger als üblich aufs Gaspedal treten kann. Auf der Autobahn hat doch wirklich jeder PKW- oder Feuerstuhlbesitzer die Möglichkeit, bis zu hundert Stundenkilometer zu fahren und somit seinen fahrbaren Untersatz zu testen."
„Mit einer Einschränkung allerdings", bemerkt Stabsgefreiter Otfried Werner (20), „denn wie überall kann man auch hier nicht auf Teufel komm 'raus durch die Gegend rasen. Die Höchstgeschwindigkeit darf ja nur unter den günstigsten Verhältnissen voll ausgenutzt werden, also bei trockener Fahrbahn, übersichtlicher Verkehrssituation, guter Sicht, einwandfreier Straßenlage usw."
„Wer anders handelt, spielt leichtfertig mit seinem eigenen Leben wie mit dem anderer Menschen", fügt Offiziersschüler Klaus Joachim (24) hinzu. „Gerade ein Armeekraftfahrer muß sich besonders umsichtig, diszipliniert und rücksichtsvoll verhalten."

Manchmal hat man's aber eilig . . .

„Bestimmt", unterstreicht Pionier Rolf Trings (19) diese Ansicht des Gefreiten Hans-Jürgen Fischer (20). Unteroffizier Leo Lask (21) ergänzt: „Meistens wird doch immer erst auf den letzten Drükker losgefahren. Und wenn man da noch pünktlich an Ort und Stelle sein will, muß man eben anständig auf die Tube drücken; und Glück haben, daß einen keine ‚weiße Maus' erwischt!"



Nicht ablenken lassen ...

„Mensch, was bist du für ein Schlingel!", würde Wilhelm Busch jetzt sicher sagen. Wir aber fragen erst einmal: Soll man unbesehen Gas geben, wenn man's eilig hat?

„Wenn die Straße frei ist – warum nicht?", gegenfragt Soldat Fred Bernbach (19), während sich Stabsgefreiter Reinhard Seegord (22) in diskretes Schweigen hüllt. Funker Karl-Heinz Irms (20) rückt offen mit der Sprache 'raus: „Na ja, wenn wenig Zeit ist, fahre ich auch ziemlich großzügig."

Matrose Werner Dost (19) kann das zwar nicht, würde es aber gleichfalls tun, wäre er Chauffeur. Gefreiter Erwin Tyloras (23) behauptet, noch nie schneller gefahren zu sein als die StVO erlaubt. Und Kanonier Robert Körner (20) sieht in einer zeitlichen Bedrängnis kein Alibi für undiszipliniertes Fahren. Ihm schließt sich Hauptmann Horst Potrafke (29) an: „Wenn ich zu einer bestimmten Zeit irgendwo sein muß, dann muß ich eben rechtzeitig losfahren. Habe ich getrödelt, dann darf ich nicht versuchen, die fehlende Zeit durch Raserei wieder aufzuholen."

„Um es kurz und knapp zu sagen", faßt Unterfeldwebel Fritz Rothenbusch (22) zusammen, „als Kraftfahrer ist für mich nicht die Uhr maßgebend, sondern einzig und allein die Straßenverkehrsordnung."

Alarm als Freibrief?

Wachtmeister Werner Dobra (21), der diesen Gedanken in die Debatte bringt, schildert dazu ein Beispiel aus der eigenen Praxis: „Nehmen wir an, es gibt Alarm. Braucht ja gar nichts Ernsthaftes zu sein, bloß eine Routineüberprüfung. Was geschieht? Alles hastet zum Park. Der Kraftfahrer schwingt sich auf den Bock, läßt den Motor an und donnert los. Für ihn, für seine Bedienung, die er hinten drauf hat, für alle läuft die Zeit. Je schneller die Bedienung im Sammelraum ankommt, desto besser ist die Bewertung und Einschätzung ihrer Gefechtsbereitschaft. Folglich gibt der Kraftfahrer ‚volle Pulle' und schert sich einen Dreck um Geschwindigkeitsbeschränkungen, Verkehrsschilder, Straßenzustand und ähnliches Zeug. Ist das nun falsch oder schlecht?"

Ein interessantes Problem, ohne Zweifel der Betrachtung wert. Bitte, wer wünscht dazu das Wort?

Da wird kein Pardon gegeben

Mit diesem „kernigen", allerdings recht zweifelhaften Motto eröffnet Kanonier Peter Freidank (20) unser Wortgefecht. Stabsgefreiter Hans See-

low (22) meint: „Bei Alarm ist allein die Uhr und die Schnelligkeit oberster Maßstab." „Jawohl. und zwar ohne Rücksicht auf Verluste", pflichtet ihm Soldat Wolfram Schönau (19) temperamentvoll bei.

Demgegenüber gibt Feldwebel Karl Rossner (21) zu bedenken: „Alarm ist natürlich Alarm und somit eine äußerst wichtige Angelegenheit. Aber Zeiteinsparung auf Kosten der Sicherheit — ich weiß nicht, ob das so restlos in Ordnung geht."

„Warum nicht?", begehrt Unteroffizier Rudolf Matthäi (19) auf.

„Aus dem einfachen Grund, weil auch der Alarm kein Freibrief für unbeherrschtes, rücksichtsloses, undiszipliniertes Fahren ist", antwortet Oberstleutnant Herbert Braune (37). „Im Gegenteil, ich bin sogar der Ansicht, daß bei Übungen und Kfz.-Märschen eine besonders hohe Fahrdisziplin geübt werden muß", assistiert Soldat Adolf Koslowski (23) und erhärtet seine Meinung wie folgt: „Wenn ein Fahrer der Kolonne unaufmerksam ist oder versagt, kann er unter Umständen eine Menge Unheil über sich und seine Einheit heraufbeschwören. Wer glaubt, mit dem Signal ‚Alarm!' wären plötzlich alle Schranken der Verkehrsdisziplin für ihn gefallen, ist auf dem Holzweg."

Womit wir dieses Kapitel abschließen können. Hoffen wir nur, daß die, denen es galt, sich einmal nicht an Wilhelm Busch halten. Ansonsten müßten sie wohl mit ihm sagen: „Ach, der Tugend schöne Werke, gerne möcht' ich sie erwischen. Doch ich merke, doch ich merke, immer kommt mir was dazwischen."

Was dazwischen kommen könnte?

„Vielleicht ein Unfall", sinniert Funker Egon Sagowetz (18). „Da rasselt man schneller 'rein als man denkt und oft sogar, ohne es selbst zu wollen. Peinlich zwar, aber mitunter kann man dem Schicksal nicht entgehen."

Sind Verkehrsunfälle Schicksal?

„Wenn mir einer ohne mein Verschulden hintendrauf kutscht — ja!", meint Flieger Lutz Heßler (19). Maat Detlef Schack (22) unterstützt ihn: „Ohne fatalistisch zu sein, aber so etwas wie Schicksalsschläge gibt es. Dazu zähle ich auch Verkehrsunfälle, an denen ich schuldlos bin."

„Bei entsprechender Vorsicht aller Verkehrsteilnehmer sind Unfälle zu vermeiden", erklärt Gefreiter Herbert Gräbner (19). „Kraftfahrzeuge sind Menschenwerk und werden von Menschenhand gesteuert: also liegt es auch in der Hand des Menschen, Kollisionen und Unfälle auszumerzen", argumentiert Oberfeldwebel Willi Matthies (46).

Was also gilt es zu tun?

Oberst Werner Fleißner (41) geht in seinen Überlegungen davon aus, daß unsere vollmotorisierte Armee relativ stark am öffentlichen Straßenverkehr beteiligt ist. „Dieser Tatsache muß der Militärkraftfahrer vor allem dadurch Rechnung tragen, daß er sich stets vorbildlich verhält und in besonderem Maße Vorsicht und Rücksichtnahme übt. Das wiederum bedingt eine gründliche Erziehung und Ausbildung; jeder Genosse muß sein Fahrzeug genau kennen und fähig sein, es in allen Lagen zu beherrschen. Unser Ausgangspunkt ist die Vermeidbarkeit aller Unfälle. Jedoch werden wir nur dann dorthin kommen, wenn wir die Arbeit mit den Menschen verbessern und die sozialistische Verkehrsgesetzgebung voll durchsetzen."

Das dazu.

Wie wär's abschließend mit ein paar kleinen Gewissensfragen?

Die „Großen" und die „Kleinen"

Zunächst hat Barbara Dittus, Hauptdarstellerin des bekannten Fernsehfilms „Geboren unter schwarzen Himmeln", das Wort.

„Als ich meinen Wartburg bekam", erzählt sie, „fuhr ich ihn — mangelnde Erfahrung! — in einem zu niedrigen Gang nach Babelsberg. Genau zehn Meter vor dem Schlagbaum des Grenzkontrollpostens rächte er sich für die schlechte Behandlung und blieb stehen. Er wollte einfach nicht mehr. Kurzerhand packten die Grenzsoldaten an und schoben ihn mir bis vor die Haustür. Dafür meinen herzlichen Dank! Es wäre nur schön, wenn sich die LKW-Fahrer der Armee daran ein Beispiel nähmen, denn zu oft kehren sie noch ihre ‚Stärke' heraus. So nach dem Motto: Wenn auch der halbe Wartburg demoliert ist, meinem LKW tut's ja nicht viel!"

Wo sind die LKW-Fahrer?

Soldat Frank Dietrich (19) fühlt sich getroffen „Ich werde mich bessern", verspricht er reumütig. Für Unteroffizier Gerhard Frenzel (19) ist die Sache, zumindest in der Theorie, klar: „Mit einem großen Wagen muß man erst recht vorsichtig fahren." „Wenngleich", wie Offiziersschüler Siegfried Krauskopf (22) bemerkt, „von den ‚Kleinen' auch etwas Rücksicht erwartet werden muß."

Eine andere Frage: Ist es eigentlich mit der Ehre eines Kraftfahrers vereinbar, sich überholen zu lassen?

„Meine Ehre als Kraftfahrer besteht nicht darin, schnell zu fahren und mich nicht überholen zu lassen, sondern heißt gerade in solchen Fällen einfach: Selbstbeherrschung!", bekennt Gefreiter Siegfried Weder (23).

Weiter: Haben Sie Angst, wenn Sie in eine Kontrolle der Verkehrspolizei oder der Kfz.-Inspektion geraten?

„Ein bißchen komisch ist einem natürlich in jedem Fall", meint Gefreiter Lutz Knüpfer (19). „Aber Angst im eigentlichen Sinne habe ich nicht. Mein Fahrzeug übersteht jede Kontrolle, dessen bin ich sicher. Wenn schon mein Zugführer, der gewiß auf jede Kleinigkeit achtet, nichts findet, was soll mir dann noch passieren?"

Und was sollte uns da noch passieren, wenn alle unsere Kraftfahrer so wären?

„Gute Fahrt!"

Ihr

Karl Heinz Freitag

Soldaten schreiben für Soldaten



Mutter Bindeband

Mutter Bindeband hat ihre liebe Not. Der D-Zug ist wieder mal gestopft voll. Vor der Harmonika am Speisewagen steht ein Trupp junger Männer – Urlauber –, lacht und ist vergnügt. Der lustigste von ihnen nimmt Mutter Bindeband den Besen aus der Hand und tanzt ein paarmal im Kreise. „Hi! hi! Jetzt möchte ich eine Hexe sein! In einer halben Stunde wäre ich dann zu Hause. Alle alten Hexen treffen sich bei uns auf dem Brocken!"
Mutter Bindeband lacht: „Habt nur Geduld. So alt wie ich alte Hexe werdet ihr auch noch." Die Kameraden des Jungen heben ihre Bierflaschen: „Potz Höllenglut und Schwefelgestank – da hast du dein Fett!"
Der junge Soldat wird verlegen und gibt ihr den Besen zurück. „So meinte ich das nicht. Ich dachte nur, wenn ich meinen Anschluß verpasse, dann bin ich erst morgen früh zu Hause. Also, so ein Hexenbesen, das wäre prima!"
„Junges Volk", denkt die alte Frau. „Immer lustig und munter. Und wie gut sie aussehen, die Putze. Wolfgang, – der letzte ihr verbliebene Enkel – ist auch dabei. Schlecht haben sie es ja nicht, nicht einmal die Strümpfe brauchen sie selber stopfen. Na, ja, aber so gut wie zu Hause hat er es eben doch nicht. Im Herbst ist er fertig, dann kann ich wieder für ihn sorgen. Ist doch nun mal mein Letzter. Ich soll aufhören, meint der Junge. Wie der sich das denkt. Wer soll denn meinen Zug in Ordnung halten? Ach, – und dann bin ich dazu auch noch zu jung. Für den Jungen kann ich trotzdem sorgen. Nee, nee, meine Eisenbahn lasse ich deswegen nicht im Stich!"
Ein Fahrgast rempelt sie an. Undeutlich brummelt er etwas vor sich hin. Eine Entschuldigung ist es wohl nicht. Das Schwanken kommt auch nicht vom Zug. Sie schüttelt den Kopf: ‚Wolfgang würde sich bestimmt entschuldigen, den hatte ‚sie' erzogen.'
Der Wagen rüttelt und schüttelt. Mutter Bindebands Gedanken kreisen um ihren Soldaten. „Morgen kommt der Junge! Morgen kommt der Junge! So blank wird auch morgen der Zug sein. Wenn ich jetzt schnell den Gang vor dem Speisewagen sauber mache, dann habe ich heute bald Feierabend. Ich werde noch einen Kuchen für den Jungen backen, einen mit Mohn, den ißt er so gerne."
In Magdeburg steigen die jungen Soldaten aus. „Sind doch nette Kerle", denkt sie. „So gut wird Wolfgang auch aussehen."
Vor dem Speisewagen steht niemand mehr. Auf dem Boden kollern Flaschenverschlüsse, Zigarettenschachteln und abgebrannte Streichhölzer umher. Der Wind spielt mit Papierfetzen und leeren Kekspackungen. Mutter Bindeband steht am Fenster. Der junge Soldat von vorhin kommt eilig durch den Gang. Er lacht ihr zu: „Ich brauche Ihren Besen nicht mehr. Auf Wiedersehen auf dem Brocken!" Es klirrt zu seinen Füßen. Sein Blick fällt auf den Kehricht. Eine leichte Röte steigt ihm ins Gesicht. Er zögert, bleibt stehen, streckt Mutter Bindeband die Hand hin: „Entschuldigen Sie, bitte!" Ein bißchen schuldbewußt lächelnd sagt er dann noch einmal, sehr leise und verlegen: „Auf Wiedersehen und gute Fahrt!"
Mutter Bindeband runzelt nachdenklich die Stirn. Nur einen Augenblick. „Ja, ja, so sind sie. Man kann ihnen nicht böse sein, auch wenn man sich mal über sie ärgert, die Lausejungen, verdammten!" Dann setzt sie den Besen an und fegt den Haufen Dreck zusammen.

Hermann Altenkrüger, Schreibender Arbeiter



Illustrationen: Harri Parschau

"Höhere Gewalt"

Eines muß man ihm lassen, dem Genossen Anders. Was er anpackt, das gelingt ihm. Muß der Zaun vor dem Objekt erneuert werden – Anders erledigt es. Ein reparaturbedürftiges Türschloß? Kleinigkeit für ihn.
Und sprechen der Kompaniechef oder andere Genossen anerkennend über seine Arbeit, pflegt er zu sagen: „Das ist doch ganz natürlich, ein Soldat muß vielseitig sein!"
Bei all seiner Vielseitigkeit gab es jedoch eines, wozu er um keinen Preis zu bewegen war: Ihn zu überreden, in der Freizeit einmal ein Buch zu lesen, das brachte niemand fertig.
Ob Politstellvertreter oder Literaturfunktionär – beim Gefreiten Anders fanden beide taube Ohren. Wenn Soldat Schäfer, die größte „Leseratte" in der Gruppe, über einem seiner Bücher saß, gab Anders oft bissige Kommentare von sich. Hätte es Anders vermocht, der Bücherschrank im Klubraum wäre sicherlich in einen Werkzeugkasten verwandelt worden. Wahrscheinlich hätte sich an diesem Zustand auch nichts geändert, hätte nicht „höhere Gewalt" eingegriffen. Die höhere Gewalt trug Petticoat, hatte herrliche schwarze Locken und hieß Manuela.
Gefreiter Anders war an einem der letzten Abende zum Tanz gewesen. Schon beim Betreten des Saales war ihm das Mädchen, das allein an einem der vielen kleinen Tische saß, aufgefallen. Nachdem er einige Tänze abgewartet hatte, erhob er sich und bat sie zum Tanz. Sie nahm seine Aufforderung lächelnd an.
Das schwarzhaarige Mädchen gefiel Anders auf den ersten Blick. Aber auch er schien gut abgeschnitten zu haben, denn als er Manuela später zu einer Flasche Wein einlud, nahm sie auch das lächelnd an.
So vergingen die Wochen. Gefreiter Anders war regelrecht verliebt. Er ging mit Manuela ins Kino, zum Tanzen; er verstand sich prächtig mit ihr.
Eines Tages kam Manuela wieder; schon von weitem lachte sie. „Ich habe dir etwas zu melden", waren ihre ersten Worte. „Das nächste Mal sollst du mich zu Hause besuchen. Ich habe meiner Mutter von dir erzählt, sie möchte dich kennenlernen." So kam es, daß sich Gefreiter Anders auf den Weg zu Manuelas Wohnung machte. „Meine Mutter muß bald kommen, nimm einen Moment Platz, ich bin gleich wieder da", begrüßte ihn Manuela. Anders setzte sich in einen der Sessel, die in einer Ecke des Zimmers standen. Plötzlich stutzte er und runzelte die Stirn. Vor ihm auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch. Kritisch musterte er das farbige Titelblatt. Es war Travens „Rebellion der Gehenkten". Er wollte das Buch gerade zur Seite schieben, als Manuelas Stimme hinter ihm ertönte. „Das Buch ist prima. Ich habe es schon durchgelesen. Du kannst es dir ruhig einmal mitnehmen, wenn du es noch nicht kennst. Erzähle mir später, wie es dir gefallen hat." Am nächsten Tag, nach Dienst nahm er das Buch zögernd aus dem Schrank, wickelte es aus und setzte sich auf die Bettkante. Er überflog die erste Seite, die zweite, las die dritte, vierte. Als er an die zehn Seiten gelesen hatte, stand er auf und suchte in einer Ecke des Klubraumes einen bequemen Platz. Wenig später ging die Tür auf. Soldat Schäfer trat ein. Staunend blieb er an der Schwelle stehen. „Mensch, Anders, du ein Buch in der Hand?" Anders schwieg eine Weile, und brummelte dann: „War das nicht immer meine Rede? Ein Soldat muß vielseitig sein."

Soldat Heinz Dietz

Es ist klar

Es ist klar, daß wir statt Panzerketten
lieber noch mehr Traktoren hätten.
Wir würden statt all der tödlichen Waffen
viel lieber Häuser zum Wohnen schaffen.
Doch so lang uns die Kriegswut
anstarrt aus dem Westen
tragen wir Waffen,
und zwar die besten.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

SPATZ SCHLAUKOPF SIEHT:

Auf richtigem Kurs

Ich flog in Dresden in den Seitenraum einer riesigen Werkshalle. Zu einer Verschnaufpause dachte ich. doch in eine Frühstückspause geriet ich. „Spatz Schlaukopf, Ersatzreserve V, zur Zeit als Reporter bei der ‚AR'", piepste ich. „Haha, wahrhaftig, kein bescheidener Name", lachte die Brigade. „Piep, ich habe den Namen von meinem Vater und trage ihn also zu recht. Aber wer sind Sie?" — „Wir sind die ‚Jungen Sozialisten'!" „Piep, Piep, den Namen kann sich jeder zulegen", rächte ich mich.
Das ließen sie nicht auf sich sitzen. Die Elektrotechnik und Elektronik sei ein Schlüssel zum technischen Fortschritt. und für diese Zweige baue der VEB Elektromat Einzelmaschinen. Automaten und automatische Fertigungsstraßen. Die in der Elektroindustrie standardisierten Bauteile mit ihren hohen Stückzahlen und dem hohen Montageaufwand seien wie geschaffen für die Automatisierung. Durch Automaten im Werte von 1 Million Mark würden 50 Arbeitskräfte eingespart. Ihre Brigade montiere einen Automaten. der Ständer für Elektromotoren wickelt. Durch ihn werde die Arbeitsproduktivität um 400 Prozent erhöht, und die Qualität sei obendrein noch besser. Dieser Automat sei Weltniveau. Ja das Weltniveau! Um die Jahrhundertwende wurde Deutschland gezwungen, seine Industrieerzeugnisse als „made in Germany", „hergestellt in Deutschland". zu kennzeichnen. Aber was die Konkurrenzfähigkeit treffen sollte, wurde Symbol deutscher Wertarbeit und des Weltniveaus. Um wieviel mehr muß sich heute der Arbeiter um die Qualität seiner Arbeit kümmern, da er der Besitzer der Betriebe ist. Ihre Brigade hätte deshalb mit Konstrukteuren und Technologen einen Schlachtplan entworfen. wie die Ständerwickelmaschine von Weltniveau auch mit Weltniveau produziert werden könne. Was ich, Spatz Schlaukopf. meinerseits vorzuweisen hätte?
Sie erhielten die April-Nummer der ‚AR'. Als sie darin bei dem Besuch der Bardot bei unseren Soldaten angelangt waren. begannen sie wieder zu spotten: „Da haben sie aber was zusammengebastelt! Ob das gut ist für die Moral! Und das bei dem wenigen Ausgang!" — „Piep. ihr wär't vielleicht recht manierliche Spatzen mit eurer Dreistigkeit. aber im Betrieb habt ihr sicherlich viel Ärger damit." — „Davon können wir ein Liedchen singen!"
Als 1961 der Schlußstrich unter den Flugzeugbau gezogen wurde. gingen sie alle in die Knie. Erst langsam begriffen sie, daß dieser Beschluß der Regierung richtig war. Es folgten Monate der Arbeit in anderen Betrieben, der Aufräumungsarbeiten und Gelegenheitsaufträge. Für sie als Flugzeugbauer. als die sie sich noch immer fühlten, war es eine „Gammelproduktion". Die Brigade war in alle Winde zerstreut. Erst durch einen Brief an die „Sächsische Zeitung" kamen sie wieder als Brigade zusammen. Und man kann ihre Freude über den ersten „richtigen" Auftrag nachempfinden, wenn man unter dem 1. und 10. 9. 1962 im Brigadetagebuch liest: „Sieg — wir haben unseren Termin geschafft. Sechs Einschmelzmaschinen stehen zur Abnahme fertig in der Halle. O lala. Der Bereichsleiter kommt mit Blumen zur Brigade." — Und dann entwarfen sie ihr Programm! Es gab einige im Werk, die witzelten etwas von „Paradepferden" oder sagten: „Die ‚Jungen Sozialisten' machen uns nur wieder neue Arbeit." Aber mit Hilfe der Genossen aus dem Werk und auch vom Zentralkomitee erwiesen sich die „Jungen Sozialisten" als Sieger.
Ich sah sie jetzt an ihren Schraubstöcken stehen und feilen. „Automaten wie in der Manufaktur hergestellt? Euer Programm hat bisher also wenig gefruchtet?" wollte ich wissen.
Ja und nein! Ja. weil ihre Brigade nur ein Rädchen im Werk ist und die Zerspanung noch immer nicht nachkommt. Nein, weil die Finger für die Ständerwickelmaschine, an denen sie gerade feilten, ihre endgültige Form durch keine noch so geschickte Maschine erhalten können. Überhaupt ist die Montage wegen der geringen Serien vorwiegend Handarbeit. Und sie sind als ehemalige Flugzeugbauer froh darüber. Die Brigade „Georg Schumann" könnte mir darüber berufenere Auskunft geben. Übrigens sei der Genosse Meisgeier aus dieser Brigade Reservist.
Zwischen Drehbänken. Fräs-, Hobel- und Bohrmaschinen entdeckte ich ihn. „Genosse Meisgeier! Sicherlich macht die Arbeit an den Maschinen mehr Spaß als die Montage?" — „Genosse Schlaukopf! Sie verstehen etwas vom Fliegen, aber nichts vom Flugzeugbau. Wir ehemaligen Flugzeugbauer sind Maschinenarbeit nicht gewöhnt. Wir haben sogar eine Scheu davor. Aber was hilft's." Im Flugzeugbau war man mit 20 Prozent Zerspanern ausgekommen. Im Maschinenbau werden aber 50—60 Prozent gebraucht. So ist heute die Zerspanung ein Sorgenkind des Werkes. Die Jugendbrigade „Georg Schumann" hatte sich deshalb auf drei Monate für diese Arbeit verpflichtet. Nach acht Wochen wurde gebeten: „Freunde. bleibt bitte ein ganzes Jahr!" Es war die Zeit. als in allen Zeitungen von den



„Jungen Sozialisten" die Rede war. Und so fielen auch in der Brigade die Worte: „Die haben sich das bessere Los ausgesucht!" oder „Unsere Verpflichtung hat noch in deren Programm gefehlt!" Dabei wußten alle: Die „Jungen Sozialisten" werden an ihrem Arbeitsplatz gebraucht. Und langsam kam das Gefühl des Stolzes auf: „Wir werden mit unserer Verpflichtung dazu beitragen, daß die ‚Jungen Sozialisten' ihr Programm erfüllen können." Auf der entscheidenden Sitzung warf einer mit den Worten: „Ich mach den Scheißdreck nicht mehr mit!" die Tür hinter sich ins Schloß. Kurz darauf kam er mit den Worten zurück: „Kinder, was machen wir nun?" Die „Kinder" entschieden: „Wir bleiben! Allerdings unter zwei Bedingungen! Erstens wirklich nur für ein Jahr! Zweitens muß der Meisgeier nachkommen. Er hat dafür gesprochen, soll er jetzt auch in den sauren Apfel beißen."

Und Brigademitglied Meisgeier, dem wegen seiner FDJ-Funktion in der Montagehalle der dreimonatige Einsatz erlassen worden war, kam auch in die Zerspanung. Und es hat den Anschein, als würde er dort bleiben. – Genosse Meisgeier war von 1959 bis 1961 in der Armee. Er sei vorher ein „Luder" gewesen, sagt er von sich selbst. In der Armee war er Funker und hat ab und an auch als Truppführer gewirkt. Aber er ist mit dem Dienstgrad „Soldat" von der Fahne geschieden. Immer kurz vor der Beförderung hat er ein „Ding gedreht", meist in Angelegenheiten Ausgang.

Trotzdem hat er in der Armee viel Menschenkenntnis gewonnen und auch Erfahrungen, wie

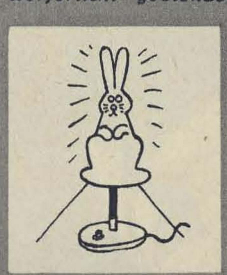
Anekdotisches

Sechsmal Krause

„Geben Sie durch die Rufanlage des Schiffes: ‚Obermatrose Krause zum Kommandanten!‘“ – „Wer?“ fragt die Stimme am anderen Ende der Leitung. „Obermatrose K r a u s e – Konrad – Richard – Anton –Ullrich – Siegfried – Emil“, buchstabiert der Anrufer. Erneute Rückfrage: „Soll ich alle Vornamen Krauses mit durchgeben?“

Lampe mit Ohren

Nachtflug. Die Landescheinwerfer werden eingeschaltet. Eine Maschine ist auf Landekurs. Plötzlich entdeckt der Flugleiter einen Hasen auf der Betonpiste. Ist er vom grellen Scheinwerferlicht geblendet? Er rührt sich nicht vom Fleck. Der Flugleiter gibt dem Piloten den Befehl zum Durchstarten. „Meister Lampe auf der Bahn“, setzt er erklärend hinzu. „Nicht verstanden!“ ertönt es über die Funkverbindung. „Was für eine Lampe? Könnt ihr das Ding nicht einschalten?“



Knopfloch-Logik

Der OvD trifft bei einem seiner Kontrollgänge den Gefreiten vom Dienst einer Kompanie mit offener Jacke an. „Warum haben Sie die Jacke auf?“, fragt der OvD. „Weil es hier so warm ist, Genosse Oberleutnant“, entgegnet der Angesprochene. – „Und warum machen Sie keine Meldung, wenn der OvD Ihren Dienst kontrolliert?“ – „Weil ich die Jacke auf habe!“

Das Leid des braven Mannes

Der Torposten sieht in der Dunkelheit eine Gestalt auf sich zukommen. Als sie heran ist, erkennt er den Matrosen Ludwig. Der steht mit ratlosem Gesicht und ohne Kopfbedeckung vor ihm. „Ohne Mütze darf ich niemand durchlassen!“ sagt der Posten streng. „Was kann ich denn dafür?“ stammelt Ludwig. „Ich bringe Karin nach Hause. Da fragt sie mich: ‚Kommst du auch wieder?‘ Ich sage: ‚Natürlich.‘ Doch sie erwidert, man könne keinem trauen, nimmt mir die Mütze weg und verschwindet. Nach einer Weile öffnet sie das Fenster und sagt: ‚Vergiß das Wiederkommen nicht, ich behalte sie als Pfand!‘“



Vignetten: Harri Parschau

man richtig mit Menschen umgehen muß. Heute ist er Einsteller bei den Bohrern und in einem Jahr vielleicht auch Brigadier. Er weiß seit seiner Armeezeit, daß er manchmal ruhig und sachlich sein muß, wo er früher nur Spott übrig hatte. Und dazu, daß er seit der Ermordung Peter Görings Kandidat der Partei ist, hat die Armee wohl auch den Keim gelegt.

Als ich wieder zu den „Jungen Sozialisten“ zurückwollte, hätte mein Reservedienst bald zwischen Tür und Türrahmen ein vorzeitiges Ende genommen. Einer aus der Brigade stürzte mit einem Schnellhefter in der Hand heraus und warf die Tür krachend hinter sich zu. Drinnen lachten sie. Schon ernster sagte dann einer: „Wir werden wohl noch etwas Arbeit haben, bis das ein FDJ-Sekretär mit der nötigen Portion Ruhe wird.“ Ich aber wollte nichts von einem weiteren FDJ-Sekretär sondern von einem Reservisten der Brigade wissen. „Der eben wütend 'rausgerannt ist, der Genosse Palisch, das war er doch!“ – Genosse Palisch, Unteroffizier der Reserve, ist auch gelernter Flugzeugbauer. Als er im Vorjahr aus seiner Einheit zurückkehrte, waren die anderen Kollegen für ihn in der neuen Arbeit schon „alte Hasen“. Und diese „alten Hasen“ in seiner Umgebung sagten: „Der kann ja nichts.“ Da nahmen ihn die „Jungen Sozialisten“ in ihre Brigade auf. Er gibt sich große Mühe, und keiner zweifelt, daß er auch in der Schlosserarbeit bald genau so mitreden wird wie in der FDJ-Arbeit. – Genosse Palisch hat in den letzten Monaten bereits miterlebt, wie um das Programm der Brigade gerungen wird. Es stellte sich auch heraus, daß nicht alles so zu erfüllen war, wie man es sich ausgemalt hatte. Aber darüber wurde nicht wie bei einer „Kavalierskrankheit“ mit Stillschweigen hinweggegangen. Die Aufgaben wurden den neuen Erkenntnissen angepaßt.

So hatten sich also erst vor den „Jungen Sozialisten“ größere Hindernisse aufgebaut, als vor Jugendbrigaden anderer Betriebe. Aber sie hatten die Hindernisse aus dem Weg räumen können, weil sie ein sozialistisches Kollektiv nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Tat waren. Ich wollte ihnen dafür ein Lobständchen singen, und es sollte zugleich mein Abschiedsständchen sein. „Bleib noch da“, meinten sie, „und pfeife lieber als Schiedsrichter, nach Feierabend, beim Brigadesport. Du verstehst nichts von den Regeln? Nebensächlich! Viele richtige Schiedsrichter haben die Regeln gepaukt und pfeifen trotzdem falsch. Und morgen macht unsere Brigade mit Anhang einen Ausflug nach Berlin. Im Flugzeug. Da brauchst du dich also nicht gegen den steifen Nordost abzuquälen, und kannst obendrein beim Brigadeskat kiebitzen.“ Ich überlegte: Vielleicht werden einige im Werk wieder spotten: „Seht nur, die ‚Jungen Sozialisten‘ haben einen Vogel. Aber ich wußte ja: Mit ihnen bist du auf dem richtigen Kurs.

„Also wie ist's“, fingen sie wieder an, „18, 20, 3 . . .“ Sie verstehen, daß ich nicht contra geben konnte, bei den Trümpfen, die die „Jungen Sozialisten“ in der Hand hatten. Ob die in Mieste, über die ich Ihnen beim nächsten Mal berichte, ein ebenso gutes Blatt haben?



Vom Umtausch ausgeschlossen



Am Strand ist meistens
alles hell:
Der Sand, die See,
die Sonne,
das Pilsener
als Urgequell,
das Blondhaar
von Yvonne.

B

Im Felsgestein,
leicht hingehau'n,
liegt Katja,
sehr gefällig,

sehr köterlieb
und kaffeebraun,
schön schlank
und hochgestellig.

Des Sonnenhutes
Strohgeflecht
ist formschön
und geschmackvoll . . .

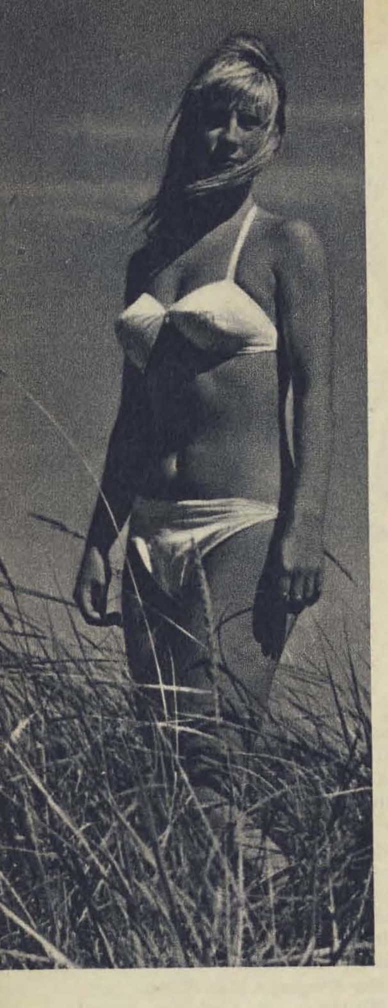
Ich hätte Wünsche
(recht und schlecht)
so einen ganzen
Sack voll!



Am Steg stieß ich
auf Annelie,
die liebe kleine
lose . . .
Ihr Oberteil
hat Phantasie
(und sicher auch
die Hose).

Sie wollte mich
von einem Prahm
mit einem
Lasso langen,
doch ich bin meistens
monogam
und somit
schwer zu fangen.





Am Ende traf ich
Uschi dann,
sehr einsam
und verloren,
sie hatte wahrlich
gar nichts an:
So nackt –
wie neu geboren.

Mein Freund ist
bei der NVA,
heißt Fred
und ist Gefreiter,
dem sagt' ich das
mit Ursula:
(Nichts an –
na und so weiter . . .)





Die Dame links
(schwarz-weiß gestreift)
war abgeschirmt,
unnahbar . . .
drum bin ich wieder
abgeschweift
(weil auch Brigitt
schon da war!)

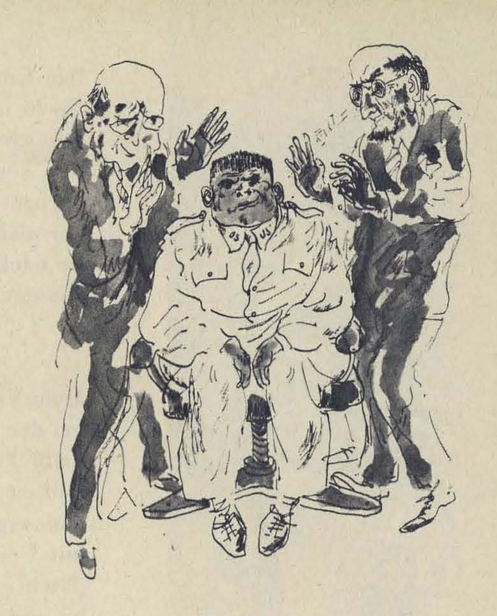
Sie traute miß
als sie mich sah . . .
(na schön. Was soll
ich machen?)
Hell blendete
der Pracht-BH . . .
(Es gibt so süße
Sachen!)

Wenn's weiter nichts
(so meinte er) wär',
er könnte mir
was borgen.
Hüftweite neunzig
(oder mehr?)
Na also –
dann bis morgen.

So hilfsbereit
ist mein Freund Fred
(auch seine
Kameraden!)
Ob sich's
um Zigaretten dreht,
um Fahrgeld
oder Baden.

Fred sucht 'ne Frau,
das wußte ich,
doch kennt er
kein Daneben:
Zur Badehose
mußte ich
für immer
Uschi geben! *K. Sex*

Der Fall des Soldaten Jim Barney



VON JIRI MAREK



Als man dem General meldete, er habe Besuch – und zwar aus dem im Staate Nevada gelegenen Las Vegas –, fragte er kurz:

„Ein Zivilist? Rausschmeißen!"

Der Adjutant zuckte kaum merklich die Schulter und sagte: „Er hat aber ein Empfehlungsschreiben bei sich. Vom Kriegsministerium, Herr General."

So kam es denn, daß der Mann in Zivil doch empfangen wurde. Und als er dann nach einer Stunde den Stab verlassen hatte, rief der General seinen Adjutanten zu sich.

„Herr Major", befahl er ihm, „zwicken Sie mich!"

„Wohin denn?" fragte der Adjutant, der den knappen Stil seines Chefs gewohnt war.

„Irgendwohin . . . Vielleicht ins Gesicht."

„Ausgezeichnet", sagte er dann und rieb sich die gerötete Backe. „Ich bin also wach . . . Bitte rufen Sie den Oberst."

Und dann ging die Angelegenheit den üblichen amtlichen Weg, wie man ihn beim Militär gewohnt ist. Die Türen knallten, und Offiziere aller Ränge warfen sich in Hab-Acht-Stellung.

Schließlich endete die Sache beim Sergeanten Mac Nahon. Gespannt wie eine Saite meldete er mit scharfer Stimme:

„Für den Dümmsten . . . für den größten Idioten, halte ich mit gutem Grund den Soldaten Jim Barney. Er ist faul und ängstlich und unordentlich, er ist reif für den Arrest, und diese Wohltat gönne ich ihm, soviel ich kann. Er ist ein richtiger Blödian . . ."

„Sofort zum General beordern. Streng geheim!"

Jim Barney war drei Tage fern seiner Einheit, und der Sergeant atmete ersichtlich auf. Dann kehrte Jim zurück. Am gleichen Tage führte man Landungsmanöver unter Einsatz von Flugzeugen und Atomkanonen durch, da es hieß, Amerika drohe ein Überfall seitens Kuba. Der General hielt darüber eine Ansprache und entflammte sich am Vorgeschmack nahender Siege.

Der vermeintliche Feind trat unter höllischem Gedonner und Getöse zum Generalangriff an. Jims Einheit grub sich in die Erde ein. Doch da erhob sich ein einziger Soldat und schritt – ohne jedwedes Kommando – unerschrocken dem Feind entgegen. Es war der brave Jim, der seelenruhig an seinem Kaugummi schmatzte.

„Herrjeh", stöhnte der Sergeant Mac Nahon, „ich hab's ja gewußt! Hinlegen, du Vollidiot, hörst du denn nicht, du Kretin!"

Jim Barney hörte es nicht. Seine Kameraden hörten hingegen, wie er Worte murmelte, die keinen Zweifel über ihren drastischen Sinn zurückließen. Ansonsten schritt Jim sehr tapfer gegen den Feind, ja er lächelte sogar. Und er rief seinen Kameraden gutmütig zu: „Jungs, habt keine Angst, es gibt doch gar keinen Feind, das sind dort lediglich die Dummköpfe von den 130ern, und die fürchtet doch unsereiner nicht!"

Er ließ sich nicht einmal durch die Warnungsschilder abschrecken, der Boden sei vermint und die Luft von Atomstrahlen verseucht. Er ging gefaßt nach vorn und brachte den Gegner, der da auf Befehl einen höllischen Krach machte und Rauchbomben warf, arg durcheinander. Und der Feind flüchtete bald, da der brave Jim ihn mit richtigen Kugeln beschoß. Welch ein Glück, daß er von jeher ein schlechter Schütze war. Sergeant Mac Nahon beobachtete das Treiben Jims mit Wutschaum um den Mund, während Captain O'Koney gleich in Ohnmacht fiel. Der Oberst rieb sich den Bart, und der General jubelte: „Würde ich es nicht sehen, glaubte ich es nicht. O. K.!"

Als das Manöver abgeblasen wurde und der Sergeant so weit zu sich gekommen war, daß er Jim

ausschnauzen und seine tapfere Tat mit dreimonatigem Arrest „belohnen“ konnte, da erklärte Jim seelenruhig, der Arrest sei nicht der Rede wert, im Gegenteil, er verhelfe zu der notwendigen Konzentration, und alle Soldaten müsse man vor einem Angriff einsperren, damit sie nicht türmen könnten. Da fiel sogar der robuste Sergeant in Ohnmacht, und Captain O'Koney wollte Jim eigenhändig erwürgen, Verzeihung, erschießen — wegen Zersetzung der Wehrkraft. Aber anstatt dessen mußte er dem wackeren Soldaten auf höheren Befehl ein Lob aussprechen. Am nächsten Tag mußte die Einheit auf dem Kasernenhof antreten, und es kam der General mit einem ganzen Schlepp, um die Soldaten zur heroischen Tat aufzurufen.

„Soldaten“, schnatterte der General, „wir suchen einen tapferen Mann, der zum Ruhme seines Vaterlandes . . .“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da trat schon Jim Barney zackig aus der Reihe und rief: „Ich bin's . . . Melde gehorsamst!“

„Mein Sohn“, sagte der General gerührt, „Sie wissen noch gar nicht, worum es geht.“

„Spielt keine Rolle“, erwiderte Jim Barney klar und selbstbewußt.

Soldatenaugen glänzten vor Rührung, dicke Tränen kullerten auf die Offiziersuniformen. Aber Sergeant Mac Nahon erlitt einen Nervenschock und mußte in die Irrenanstalt eingeliefert werden.

„Meine Herren“, sagte der General auf der nächsten Offiziersberatung, „das ist einfach wunderbar. Als damals dieser Zivilist aus dem Verein der Hypnotiseure zu mir gekommen war, wollte ich ihn gleich 'rausschmeißen lassen. Jetzt bin ich heilfroh darüber, daß ich es nicht getan habe. Denn eine derartig absolute Beseitigung des Haupthindernisses der Entwicklung unserer Armee, nämlich die Beseitigung der Angst unserer Soldaten, das ist, meine Herren, einfach phantastisch. Bitte überlegen Sie sich einmal, was es bedeuten würde, würde uns das massenhaft gelingen?“

Der Oberst vermerkte ehrerbietig, seinen Informationen gemäß sei Soldat Jim Barney geistig besonders zurückgeblieben. Der General erwiderte jedoch mit einer Sicherheit, als wäre er allerbestens informiert, daß es in der Armee nicht wenig solche Leute gebe. Und er fand die volle Zustimmung seiner Zuhörer.

„Mit solchen Leuten werden wir Kuba erobern!“ sagte begeistert der General. „Und noch mehr! Mit solchen Leuten können wir alle unsere Raketen bemannen.“

Warum kam es aber schließlich doch nicht zur massenhaften Verwendung von Hypnose, wie dies der in Las Vegas stattgefundene Kongreß der Hypnotiseure in einem Brief an den Kriegsminister McNamara vorgeschlagen hatte?

Wegen des traurigen Endes des Versuchssoldaten Jim Barney.

Als Jim Barney durch den Zwischenfall auf der Militärparade auf dem Kasernenhof das Verschwinden des Sergeanten Mac Nahon verursacht hatte, wurde er zum Liebling der Soldaten, die ihn mit zahlreichen kleinen Aufmerksamkeiten wahrlich überschütteten. Man lud ihn so häufig zu einem Schoppen in die benachbarte Bar ein, daß er nur noch selten nüchtern war.

Als der Liebling der Kaserne eines Tages gerade aus der Bar zurückgekehrt war, begegnete er auf dem Kasernenhof dem Herrn General. Der Herr General wußte zwar sehr genau, wer Jim Barney war und was er für die Kampfmoral der Armee bedeutete, nichtsdestoweniger war er der Ansicht, daß ein Soldat seinen Vorgesetzten zu grüßen hat. Dies teilte er denn auch Jim Barney vertraulich und im Flüsterton mit. Doch dieser erwiderte ihm laut genug, daß es alle gut hören konnten:

„Was stänkerst du hier, du fetter Kloß?“

„Schnauze!“ brüllte der General, als hätte man ihn wie ein Schwein niedergestochen.

„Da bist du aber schief gewickelt, wenn du denkst, nur du kannst brüllen, du Fettkloß!“ sagte Jim Barney zutraulich zum General und kraulte ihm den fetten Bauch.

„Einsperren, einsperren!“ röchelte der General außer sich.

Als die Wache herbeigeeilt war und den nichtsahnenden treuherzigen Jim festnahm, da fügte noch der General, der sich inzwischen beruhigt hatte, mit fester Stimme hinzu: „Dir wird schon noch deine Tapferkeit vergehen!“

Das Militärgericht, das zur Untersuchung dieses Spezialfalles zusammengerufen worden war, mußte bestätigen, daß es sich hier um eine grobe Verletzung der Disziplin handelte, die man weder durch die Hypnose noch durch die übermäßige Tapferkeit entschuldigen könne. Und im übrigen, wer hätte da noch mit ruhigem Gewissen beurteilen können, ob sich bei Jim Barney in diesem Fall nun die Hypnose oder aber der übermäßige Genuß von Alkohol ausgewirkt hatte?



Illustrationen: Paul Klimpke



Im Mannschaftszug und gegenseitigen Wettbewerb hieven die Kanoniere das zentnerschwere Geschütz durchs Gelände, denn die militärische Körperertüchtigung wird in der Batterie Parnitzke groß geschrieben. Sie ist auch während des Gefechtsdienstes Trumpf.

◀ Dieter Kannemann – erschöpft zwar, aber stolz, daß seine Geschützbedienung im Mannschaftszug-Wettbewerb siegreich blieb. Ohne Schweiß kein Preis!

Sport DER KANONIERE





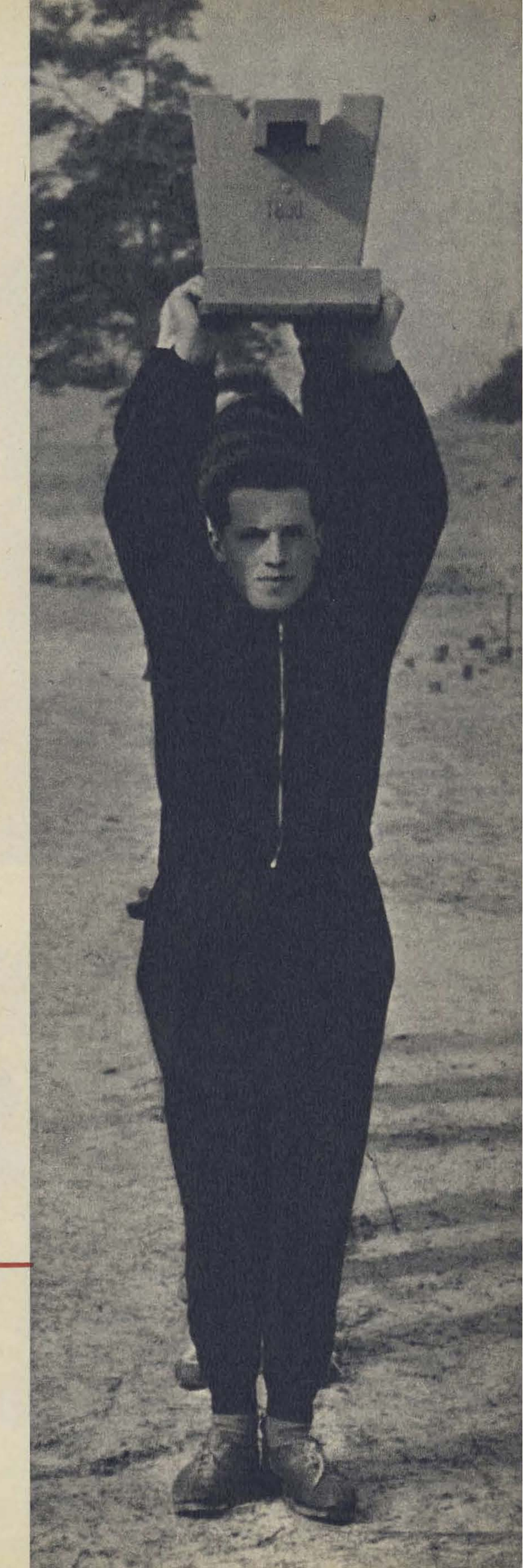
▲
Mit „Hau-ruck!" und viel Begeisterung widmen sich die jungen Artilleristen in ihrer Freizeit dem Tauziehen, aber auch dem Gewichtheben, wobei Sieghard Ansorge (Foto) im Reißen auf beachtliche 70 kg kommt. Eine gewichtige Leistung!
▼

Dieter Kannemann, ein garantiert echt Berliner Kind(l), hatte schon bei der Deutschen Staatsoper mit recht gewichtiger Technik zu tun. Wenn er hoch oben über dem Orchesterraum stand und mitsamt seiner Brigade die große Vorbühne ausleuchtete, war er immerhin Herr und Meister über eine ganze Scheinwerferbatterie, von einem bis an die zehn Kilowatt. Da sie allerdings fest eingebaut waren, hatte er den Vorteil, daß er die lichtspendenden Ungetüme nicht dauernd hin- und hertragen brauchte.

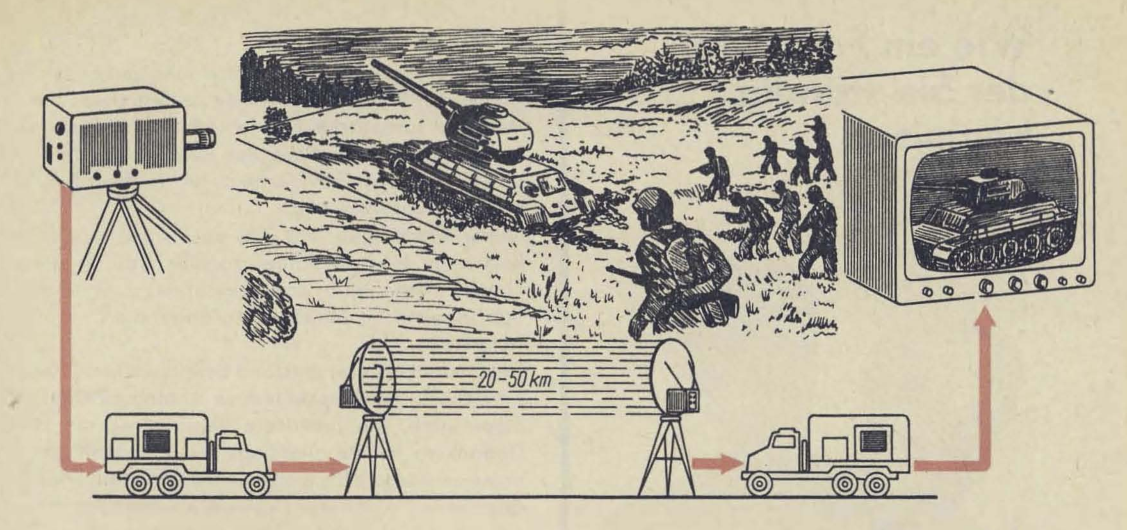
Jetzt, da der 22jährige Beleuchter aus der Berliner Lindenoper Kanonier der Nationalen Volksarmee ist, sieht die Sache schon ein wenig anders aus: Seine Haubitze wiegt gut ihre achtundvierzig Zentner, und so eine Granate hat es mit ihren zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Kilogramm auch in sich. Und beide, Geschütz wie Munition, wollen schließlich bewegt sein auf dem Gefechtsfeld.



Keine leichte Sache, besonders, wenn man an derartige Lasten weder gewohnt noch auf sie trainiert ist.
Wenige Genossen nur bringen bereits alle Voraussetzungen mit, die der Soldatendienst auch von der physischen Seite her verlangt. Obwohl kräftig und muskulös, fehlte auch Dieter Kannemann manches von dem, was ein Kanonier nun einmal braucht, um ein guter, ein ausgezeichneter Artillerist zu werden. Es ehrt den rotblonden, als Soldat auf Zeit dienenden Berliner, daß er inzwischen das silberne Sportabzeichen erwarb und des Abends oft turnt oder dem braunen Leder nachjagt.
Reicht das aber?
Der Artillerist braucht mehr – vor allem Körperkraft, Geschicklichkeit, Kondition und starke Arme. Und eben deshalb orientiert Oberleutnant Parnitzke, der Batteriechef, die gesamte sportliche Ausbildung speziell auf diese Faktoren. Vom Frühsport angefangen, entsprechen Körperertüchtigung und Sport den spezifischen Besonderheiten der Waffengattung und den Forderungen, die der schwere Gefechtsdienst an jeden Kanonier stellt.
Dieter Kannemann und seine Genossen können den Erfolg besagten Trainings exakt an sich selbst messen. Lagen ihre Leistungen im Handgranatenwerfen anfangs bei durchschnittlich 30 m, sind es heute 39 m. Und im Klimmziehen, gleichfalls ein Maßstab der Armkraft, kommt Dieter Kannemann jetzt auf neun und die Mehrzahl seiner Kameraden auf acht.
Im obersten Gradmesser allen Übens, in der Gefechtsausbildung, schaut es wie folgt aus: Fiel es den Kanonieren einst furchtbar schwer, die Zwei-Minuten-Norm beim Herstellen der Feuerbereitschaft auch nur annähernd zu erreichen, so benötigen sie heute nur noch 1:30,0 bis 1:40,0 min.
Es ist eine gute Batterie, die „Zweite“ des Truppenteils Schmillgun – mit guten, leistungsfähigen und stets einsatzbereiten Kanonieren. Und so sei, um zum beruflichen Milieu Dieter Kannemanns zurückzukehren, der Scheinwerfer auf sie gerichtet, auf daß man sich nicht nur erbaue an dieser Vorstellung, sondern auch ein klein wenig lerne aus ihr . . . *FREG*



AR warf einen Blick in den Frühsportplan: Neben dieser Übung mit der Turnbank dominieren Liegestütze, Krafttraining mit Hantel, Rundgewicht und Medizinball, Gymnastik mit und ohne Gerät, Klimmzüge, Beugen und Strecken der Arme am Barren, Partnerübungen und ähnliches.



Zeichnung: Grothmann

ARGUSAUGEN

im Verborgenen

Von Hauptmann Ing. Moritz

Leichte Unruhe breitete sich unter den im Klub versammelten Soldaten aus, als der Bildschirm des Fernsehgerätes plötzlich zu flimmern begann und das Bild „davonlief".

„Stellt doch das Ding richtig ein", schrie jemand.

„Ruhe, Genossen!" tönte es aufgeregt aus einer anderen Ecke.

Was war der Grund für diese Aufregung? Ging es vielleicht um den Zielspurt einer Friedensfahrtetappe? Nein, die Friedensfahrt war in jenem Oktober des Jahres 1959 längst vergessen. Etwas anderes erregte die Gemüter, etwas bisher Einmaliges.

Endlich stand das Bild wieder, und sofort wurde es auch still im Raum. Ja, jetzt sahen ihn alle ganz genau: unseren Mond, der seit Millionen Jahren der Erde immer dieselbe Seite zuwendet. Doch diesmal war es nicht das gewohnte Bild. Zum ersten Mal sahen die Soldaten wie Millionen andere Erdenbewohner die Rückseite des treuen Erdtrabanten – von einer sowjetischen Raumstation aus fotografiert.

„Toll! Unglaublich! Sensationell!" Lautes Stimmengewirr erfüllte den Klub, als die Übertragung beendet war.

„Wie ist das technisch bloß möglich?" Diese Frage fand bald darauf schon in der Presse ihre Beantwortung. Viele Zweige der sowjetischen Wissenschaft und Technik hatten bei dem Unternehmen „Lunik III" eine unerhörte Bewährungsprobe bestanden. Unter ihnen auch die Fernsehtechnik. Denn es ist gewiß keine Kleinigkeit, automatisch entwickelte Filmaufnahmen mittels Fernsehsender über eine Entfernung bis zu 470 000 km zu übertragen. Noch dazu in solch ausgezeichneter Qualität.

Freilich, in der Sowjetunion wurden schon vorher die in Höhenraketen untergebrachten Versuchstiere mit Hilfe von Fernsehapparaturen überwacht, doch immerhin hatte es sich dort noch

Fortsetzung von Seite 47

nicht um solch riesige Entfernungen gehandelt, wie bei der Mondrakete. Wenig später bewies die moderne sowjetische Fernsehtechnik mit Direktübertragungen von Bord der Raumschiffe „Wostok I" bis „Wostok IV" erneut ihre außerordentliche Leistungsfähigkeit.

Immer wieder gab und gibt das Grund zu Diskussionen. Und berechtigt kommt auch oft die Frage: „Kann man das Fernsehen nicht auch nutzbringend im Militärwesen anwenden?"

Man kann.

Der Gedanke hierzu entstand bereits während der Entwicklung der Fernsehtechnik Anfang der dreißiger Jahre. Die praktische Realisierung dieses Gedankens konnte allerdings erst in Angriff genommen werden, als einige Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges gewisse Erfahrungen mit industriellen Fernsehanlagen vorlagen.

Im sozialistischen Lager haben insbesondere die Volksarmee der ČSSR und die Sowjetarmee Pionierarbeit auf diesem Gebiet geleistet. Obwohl es sich bei den bisher bekannt gewordenen Versuchen zwar hauptsächlich um die Anwendung des Fernsehens für Ausbildungszwecke handelt, wollen wir uns Gedanken darüber machen, welche Möglichkeiten die Fernsehtechnik bei den Gefechtshandlungen verschiedener Waffengattungen bietet. Der große Vorteil einer Fernsehübertragung liegt ja bekanntlich darin, daß sie eine wesentlich umfassendere Information über das betreffende Ereignis liefert als eine rein akustische Übertragung. Davon hat sich bestimmt ein jeder von uns überzeugt, wenn er die Übertragung eines Fußballspieles im Fernsehen mit einer Originalreportage des gleichen Spieles im Rundfunk verglich.

Welche Möglichkeiten ergeben sich nun für die unmittelbare militärische Ausnutzung des Fernsehens?

Ein wichtiges Anwendungsgebiet der Fernsehtechnik könnte die Aufklärung sein. Dabei sind unter anderem folgende Varianten möglich: Man kann eine Fernsehkamera in ein Aufklärungsflugzeug, einen Hubschrauber oder einen Ballon, die das aufzuklärende Gelände überfliegen, einbauen. Die Vorteile gegenüber Luftbildaufnahmen sind der Zeitgewinn und der Erhalt der Angaben, auch wenn das Flugzeug vor der Rückkehr vom Gegner vernichtet wird.

Durch Luftlandeeinheiten oder Spähtrupps können Kameras und Sender an wichtigen Verkehrsknotenpunkten, Brücken usw. im Hinterland des Gegners aufgebaut werden und so einen Überblick über die Truppenbewegungen des Gegners liefern.

Auch für die unmittelbare Truppenführung kann die Fernsehtechnik erfolgreich zum Einsatz ge-

langen. Es ist z. B. möglich, daß der Vorgesetzte seine Unterstellten anhand der Karte in die Gefechtsaufgaben einweist, ohne daß diese zum Vorgesetzten befohlen werden müssen. Die Kontrolle eigener Truppenbewegungen mittels Fernsehen würde etwa so verlaufen, wie das vom Deutschen Fernsehfunk während der Friedensfahrt demonstriert wurde. Der vorgesetzte Gefechtsstand wäre dann ständig über die Situation informiert und ist nicht ausschließlich auf die Übermittlung von Lagemeldungen durch Funk oder Melder angewiesen.

Ein Schwerpunkt bei den Truppen der Luftverteidigung ist die Übertragung der Funkmeßwerte vom Rundsichtgerät der Funkmeßstation an den vorgesetzten Gefechtsstand. Durch Übertragung des Schirmbildes mittels Fernsehen ist eine vollständige Information über die Luftlage ohne Zeitverzug möglich.

Eine weitere mögliche Anwendung der Fernsehtechnik für militärische Zwecke könnte darin bestehen, Fernsehkamera und Sender in einen ferngelenkten Flugkörper einzubauen. Dadurch wäre es möglich, den Flugkörper genau auf das Ziel zu lenken. Außerdem kann man vor dem Zünden des Sprengkopfes die Kamera und den Sender vom Flugkörper trennen und am Fallschirm über dem Ziel schweben lassen. Dadurch könnte eine sofortige Beurteilung der Wirkung möglich werden. Die Anwendbarkeit dieser in den USA vorgeschlagenen Methode ist allerdings insofern fragwürdig, da sie nur für relativ langsame Flugkörper sinnvoll ist.

Zahlreiche Anwendungsmöglichkeiten für die Fernsehtechnik ergeben sich auch bei den Seestreitkräften. Dabei handelt es sich in vielen Fällen um Unterwasser-Fernsehen, wobei nur Kamera und Sichtgerät verwendet werden. Die Übertragung zwischen Kamera und Sichtgerät erfolgt über Breitbandkabel.

Die Methode des Unterwasser-Fernsehens hat sich z. B. im Jahre 1951 bei der Suche nach einem im Ärmelkanal gesunkenen englischen U-Boot praktisch bewährt. Während ein Taucher nur etwa 30 min, bis in 90 m Tiefe tauchen kann und die Suche eine Strapaze ist, kann eine Unterwasser-Fernsehanlage unbegrenzt arbeiten. Ein weiteres Anwendungsgebiet des Unterwasser-Fernsehens ist das Suchen von Grundminen und die unmittelbare Beobachtung von Kaimauern, Hafenmolen, Staumauern von Talsperren usw.

Mit diesen kurzen Aufzählungen sind die militärischen Einsatzmöglichkeiten der Fernsehtechnik keinesfalls erschöpfend behandelt. Doch vielleicht genügt es schon, um manchem jungen Genossen Antwort geben zu können, wenn er fragt: „Kann man das Fernsehen nicht auch im Militärwesen . . .?"



Kleiner (Dach-) Schaden

aus „Néphadsereg", Budapest



fragte im März-Filmrätsel:

- Halten Sie eine dauerhafte Liebe zwischen Menschen mit unüberbrückbar gegensätzlichen Weltanschauungen für möglich?
- Wie hätten Sie an Marjutkas Stelle gehandelt und warum?



Der letzte Schuß

Unsere Leser antworteten:

Die erste Frage kann ich nur verneinen. Ich hätte genauso wie Marjutka gehandelt, und zwar muß man von dem Standpunkt ausgehen, daß der Offizier ihr Gefangener war. Vor kurzem behandelten wir diesen Film, der ja nach dem Buch verfilmt wurde, in einer Buchbesprechung. Es wurde darüber sehr diskutiert und die Meinungen waren verschieden. Ich bitte darum, mir mitzuteilen, ob unsere Entscheidung richtig war. Es würde mir für die nächste Buchbesprechung eine Hilfe sein. Geht man vom Standpunkt der Menschlichkeit aus, so ist Marjutkas Entschluß verkehrt. *Unteroffizier Frank Werner, Torgelow*

So eine Liebe halte ich für möglich. Wenn man einen Menschen liebt, muß man zu ihm halten. Ich wäre mit ihm zu seiner Welt gezogen und hätte ihn nicht erschossen.
Erika Kleiner, Prenzlau

Lieben und achten kann man sich nur dann, wenn ein gemeinsames Lebensziel besteht. In diesem Film ging es nicht allein um die Aufrechterhaltung dieser Liebe, sondern um die siegreiche Beendigung einer sehr wichtigen Klassenschlacht. Marjutka wußte, daß sie nur dann wahrhaft lieben kann, wenn es keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen gibt, wenn die Menschheit in Glück und Frieden leben kann. Dieses war wohl auch der Hauptinhalt dieses Filmes. *Klaus Thieme, Zwickau*

Eine solche Liebe gibt es. Ich kenne jemand, der lieber seinen Dienst aufgab. Mein Vorbild aber ist Marjutka, da sie ihrer Pflicht als Rotarmistin nachkam. *Ehrenfried Tulka, Löbau*

Marjutka verhielt sich richtig. Nur wäre es überlegter gewesen abzuwarten, wer in dem Boot sitzt, Freund oder Feind. Entkommen konnte er nicht. *Heinz Schönfeld, Limbach/Oberfrohna*

Vielleicht hätte ich genauso gehandelt, aber ich weiß nicht, ob ich stark genug gewesen wäre, meinen Geliebten zu erschießen!
J. Hubbe, Kobrow 2 Krs. Sternberg

Warum sollte keine dauerhafte Liebe entstehen? Wenn beide begriffen haben, welches das bessere Ideal ist, für das es sich lohnt zu kämpfen und zu leben.
Wenn ich merken würde, daß mein Freund zwischen meiner Sache und der meines Feindes schwankt, also ein Zweifler ist und ich überhaupt keinen politischen Einfluß mehr auf ihn ausüben könnte, dann wäre mir auch meine Liebe zu schade. Was nützt mir ein Mensch, der zwischen zwei verschiedenen Welten schweben möchte. Man muß wissen, wo man hingehört.
Monika Barth, Weißenfels

Solch eine Liebe ist möglich und ich hätte ihn nicht erschossen, sondern überzeugt!
Werner Eichler, Schielo/Harz

Marjutka ist ihrer Pflicht als Soldat treu geblieben, selbst gegen das eigene Herz. Das letzte Wort sprach sie vom Gewissen, von dem Gewissen der Klasse. An Marjutkas Stelle hätte ich genauso gehandelt.
Lieselotte Lieder, Harzgerode

So eine Liebe ist unmöglich. Ich hätte mich gar nicht erst eingelassen. *Siegfried Werner, Leipzig*

Einmaleins des Klassenkampfes

Und was immer ich auch noch lerne,
Das bleibt das Einmaleins:
Nichts habe ich jemals gemeinsam
Mit der Sache des Klassenfeinds.

Das Wort wird nicht gefunden,
Das uns beide jemals vereint:
Der Regen fließt von oben nach unten.
Und du bist mein Klassenfeind.

Aus: „Das Lied vom Klassenkampf" von Bertolt Brecht

Das wäre eine Liebe voller Widersprüche und für die Dauer nicht haltbar. Für Marjutka war das die einzige Möglichkeit, einen Verrat zu verhindern. Ihr wurde bewußt, daß sich ihr Geliebter überhaupt nicht geändert hatte. Außerdem erfüllte sie ja einen Befehl ihrer Vorgesetzten, die wie wir einer Arbeiter-und-Bauern-Armee angehörten und dieser Befehl ist in letzter Instanz entscheidend.

Offiziersschüler Walter Schmidt, Stahnsdorf

Ich hätte mich an Marjutkas Stelle anders verhalten und ihn zappeln lassen oder zur Vernunft gebracht. *Gefreiter Gerhard Jehnichen, Prora*

Eine dauerhafte Liebe ist unmöglich. Einen Menschen aber, den ich liebe, könnte ich und wenn er mir als mein größter Feind gegenüberstände, mit der Waffe nicht richten.

Renate Chevalier, Dresden

Täglich tauchen Probleme auf, die nicht zu umgehen sind. Einer von beiden müßte dann immer nachgeben. Aber einmal hat das ein Ende. Marjutkas Handlungsweise gefällt mir. Sie ist menschlich, aber über ihrer Liebe vergißt sie nicht den Kampf. Sie bringt der Revolution ein großes Opfer, indem sie ihren Geliebten erschießt. Sie hätte sich auch anders entscheiden können. Aber so ist es besser. Die Rotarmistin und der weiße Offizier unter Menschen können nicht glücklich sein. Das war der beste Weg.

Renate Mangelsdorf, Gera

Marjutka tat recht, denn bei den Weißgardisten gefangen sein heißt Tod und mir wäre das Leben lieber. *Monika Dittrich, Langenbach*

Ein willensstarker Mensch kann nach längerer Zeit gegenseitigen Kennenlernens versuchen, den Partner von seiner Anschauung zu überzeugen, aber ohne Kompromisse. Erfolge vorauszusagen wäre verfehlt. Bleiben zwei Menschen mit entgegengesetzter Weltanschauung trotzdem zusammen, so werden sie es nicht lange ohne Kompromisse aushalten und dann werden sie ihrer Anschauung untreu und verlieren das Recht ernst genommen zu werden. Ich hätte ähnlich wie Marjutka entschieden, es blieb ihr ja keine andere Wahl. *Gefreiter Klaus Sörgel, Dresden*

Ohne die Standhaftigkeit und Geradlinigkeit Marjutkas unterschätzen zu wollen bin ich überzeugt, daß ich einen anderen Weg gewählt hätte. Man muß sich von dem Grundsatz leiten lassen, daß der Mensch im Endeffekt nicht falsch und schlecht ist, sondern daß ihm Umwelt und Erziehung erst das Gepräge geben. Natürlich verlangt dieser Erziehungsprozeß in erster Linie Beharrlichkeit, Zeit und den Glauben an das Gute und Wertvolle eines jeden Menschen. Es wäre also in diesem Falle meiner Initiative überlassen in diesem Menschen das Gute zu wecken. *Flieger Siegfried Hiller, Steinheid*

In einer solchen Ehe wird es später Zank und Streit geben. Jeder erzieht die Kinder anders und stellt sie dadurch vor schwierige Entscheidungen. Marjutka verlor den Geliebten und ge-



Abschließende Stellungnahme der Schriftstellerin Jeanne Stern. Unsere Autorin wurde 1952 für die Mitarbeit am „Verurteilten Dorf“ mit dem Nationalpreis und dem Weltfriedenspreis ausgezeichnet. Als Mitschöpferin von „Stärker als die Nacht“ wurde sie 1954 erneut mit dem Nationalpreis geehrt.

Sie geht uns nah, sie geht uns alle an, die Geschichte von Marjutka und ihrem weißen Gardeoffizier. Denn keiner ist gegen die Liebe gefeit ... bis auf Siegfried Werner, der kühn behauptet: „Ich hätte mich gar nicht erst eingelassen“ ... Die anderen wissen: Das Leben kann zwei Menschen zusammenbringen, zusammenfügen, ja aneinanderketten, deren Weltanschauungen diametral entgegengesetzt sind. Wird diese Liebe von Dauer sein? Hier gehen die Meinungen auseinander.

Denen, die diese Frage bejahen, schweben verschiedene Lösungen vor, die man auf drei Nenner bringen könnte: Vor dem geliebten Feind kapitulieren – mit ihm Kompromisse schließen – ihn überzeugen.

So romantisch die Haltung von Erika Kleiner zuerst erscheinen mag, so ist sie doch nicht bis zu Ende durchdacht. Eine Weltanschauung legt man nicht ab wie ein Hemd! Wer es doch tut, bei dem war sie oberflächlich. Er wird zum Verräter und verliert damit an moralischem Wert; auch in den Augen seines Partners. Was bleibt von der Liebe, wenn die gegenseitige Achtung aufhört? Was ist das Leben eines Menschen, der auf Selbstachtung verzichtet? Von seiner Klasse mit Recht als Renegat verhöhnt, von dem Liebsten nicht für voll genommen, fühlt er sich erniedrigt und tief unglücklich – auch in der Liebe. Die

riet in Gefangenschaft. Ich wäre mit ihm gegangen und hätte ihm langsam den richtigen Weg zu verstehen gegeben. Eine Gelegenheit für beide zur Flucht ergibt sich dann immer noch.
Soldat Jürgen Hevicke, Halberstadt

Man kann nur wie Marjutka handeln. Wo kämen wir hin, wenn die Befehle nicht ausgeführt würden? Nie könnte unsere Armee einen Sieg über den Klassenfeind davontragen.
Unteroffizier Wolfgang Wegener, Kremmen

Hätte der Weißgardist seine Meldung durchgebracht, wären wahrscheinlich Hunderte von Rotarmisten durch Marjutkas Schuld ums Leben gekommen. Der Film unterstreicht das „Nein" zu Frage eins.
Unteroffizier d. R. Otmar Püschel, Altenburg

So eine Liebe verlangt, der eigenen Klasse untreu zu werden. Marjutka handelte letztlich richtig. *Oberfeldwebel Christoph Börner, Berlin*

So nahe sich beide im Film waren, so entfernt waren sie in Wirklichkeit. Liebe ich den Menschen wirklich, so teile ich auch seine Anschauung. Ich liebe aber auch nicht nur einen Menschen, ich liebe meine Klasse, meinen Staat, meine Partei. Im Falle Marjutkas war das für die Dauer unmöglich. Ihre neue freie sozialistische Welt war von der des Offiziers weit, zu weit entfernt. Und so vergaß sie nicht den Auftrag ihrer Partei, der ihr höher und heiliger war als die Liebe zu dem Offizier. Ihre Handlungsweise zeigt eine reine moralische Größe, wie sie nur Menschen der kommunistischen Gesellschaft eigen sein kann. Frage ich mich, so muß ich sagen, ich hätte wie Marjutka entschieden.
Der Film mußte so enden, das war seine Aufgabe, um die Härten, Bedingungen und Unüberbrückbarkeiten des Klassenkampfes nicht zu verwischen. *Charlotte Klemm, Basdorf b. Berlin*

Kompromißlösung wird wohl von manchem erwähnt, aber von allen und sofort verworfen. Zwischen zwei Liebenden mit entgegengesetzten grundsätzlichen Anschauungen kann sie nur eine sehr unfriedliche Koexistenz ergeben, die bald mit einem offenen gewaltsamen Bruch enden muß. Das Leben in der Gesellschaft verlangt tagtäglich von jedem Stellung zu beziehen und Entscheidungen zu treffen. „Auch in der Liebe", schreibt Erich Müller, „gibt es keinen dritten Weg."
Viele Leser sind der Meinung, man solle den Partner überzeugen. Sie gehen von sozialistischen Grundgedanken aus, die nicht von der Hand zu weisen sind: Der Mensch wird von seiner Umgebung, seinen Lebensumständen verändert. Unsere Argumente sind die richtigen, also die stärksten. „Ein gemeinsames Leben muß auf den reaktionären Teil sich positiv auswirken", schreibt Flieger Siegfried Hiller. Und Manfred Oswald pflichtet ihm bei: „Das Neue stößt das Alte ab."
So einfach ist es leider nicht... Versucht mal einen eingefleischten Großbourgeois, der sich zu seiner, der Ausbeuterklasse, bewußt bekennt, von der Vortrefflichkeit des Sozialismus zu überzeugen! Allerdings, wenn es sich um einen Irregeführten handelt, der seine wirklichen Interessen verkennt, oder der Hetze seines eigenen Klassenfeindes zum Opfer gefallen ist, dann lohnt es sich, und besonders wenn man ihn liebt, um ihn zu kämpfen. Einen langen, zähen, quälenden Kampf, vielleicht. Aber je fester die Weltanschauung und je tiefer die Liebe, desto größer die Erfolgschancen. Wenn allerdings die Gegensätze unüberbrückbar bleiben, ist die Liebe zum Scheitern verurteilt. „Ich liebe nicht nur einen Menschen", schreibt Charlotte Klemm, „ich liebe meine Klasse, meinen Staat, meine Partei." Diese leidenschaftliche Teilnahme an dem politischen Geschehen verlangt auch im privaten Bereich nach einer Verbindung der Herzen, einer Verwandtschaft der Geister, damit die Liebe erblüht. Unteroffizier Wolfgang Wegener unterstreicht knapp und kräftig, was das Wesen einer echten, dauerhaften Liebe ausmacht: die Gemeinsamkeit.
Der tragische Entschluß von Marjutka, die ihren Liebsten erschießt, wird verschieden gewertet. Mancher, ehrlich mit sich selbst, prüft sich dabei: „Einen Menschen, den ich liebe, könnte ich nicht richten", sagt Renate Chevalier. Und Soldat Manfred Mitschung schreibt: „Ich muß gestehen, daß mir dieser Entschluß sehr viel Kraft und Mut gekostet hätte."
Wem nicht? Wenn Marjutka über dem leblosen Körper ihres Geliebten zusammenbricht und schluchzt, den Tod in der Seele und dem Tode geweiht, spürt jeder, daß sie der Sache der Arbeiterklasse ein Opfer gebracht hat, das beinah über ihre Kräfte ging. Und doch: sie hat es vollbracht. Es konnte nicht anders sein. Sie konnte nicht anders.
Sie hatte als Rotarmistin den Fahneneid geschworen. Der Befehl, dem sie gehorchte, war ihr nicht nur von ihrer Soldatenpflicht gegeben, von ihrem Kommissar ausdrücklich wiederholt, sondern von ihrem eigenen, blutenden Herzen diktiert. Der Gardeoffizier sollte als Verbindungsmann den Weißen einen wichtigen mündlichen Auftrag übermitteln. Sie wußte es. Auch vom Standpunkt der Menschlichkeit aus mußte sie ihn um jeden Preis daran hindern. Sonst hätte sie sich des vielfachen Mordes an ihren eigenen Genossen schuldig gemacht.
Aber ich möchte annehmen, daß Marjutka in dieser Sekunde der Entscheidung nicht aus diesen Überlegungen handelte, sondern spontan, weil für sie, die klassenbewußte, leidenschaftliche Rotarmistin, der innere Befehl mit der Disziplin zusammenfiel. Aus dieser unzertrennlichen Einheit zwischen ihrem Wollen und ihrer Pflicht entsteht ihre wahre moralische Größe. Daß sie ihrer Sache ein Opfer bringt, an dem ihr Herz zerbricht, darin besteht ihre menschliche Tragik. Marjutka ist eine Heldin, eine Heldin aus Fleisch und Blut, und darum müssen wir sie nicht nur bewundern, sondern lieben.



Wie hieß denn DER?

Ungewöhnlich ist der Beruf dieser jungen Frau, die zum erstenmal in ihrer Laufbahn vor einem Rätsel steht. Da ist doch vor einiger Zeit ein Mann . . .
Freilich kennen Sie, liebe Filmfreunde, wie wir den Gang der Dinge und des Rätsels Lösung. Erinnern Sie sich aber noch der genauen Berufsbezeichnung? Schreiben Sie uns diese wie immer auf einer Postkarte (Kennmarke aufkleben), und vergessen Sie nicht, den Titel des Filmes zu nennen, dem wir das Szenenfoto entnahmen.
Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) 1. Juli 1963. Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden drei Gewinner ausgelost.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

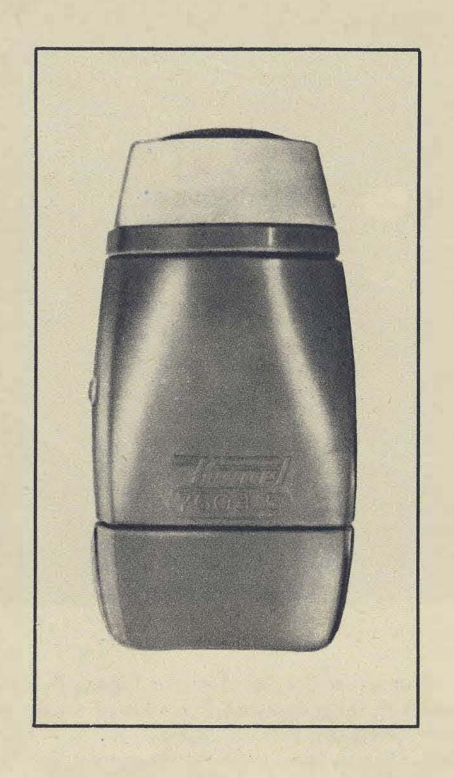
1. **„Film gestern und heute", Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die richtige Lösung des Mai-Rätsels ist: „Tschapajew".

Die Gewinner des April-Rätsels sind:

1. J. Dirks, Neubrandenburg
2. Brigitte Lamik, Reinsdorf
3. Kanonier Dieter Windel, Eggesin

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"



SCHÄTZEN SIE IHREN BART ?

Wenn Sie nicht gerade einen Vollbart tragen – wohl kaum. Er bereitet uns Männern eine Menge Unbequemlichkeiten. Besonders unterwegs, im Einsatz oder auf langen Autofahrten ist das Rasieren mitunter ein Problem. Mit kaltem Wasser ist es wirklich kein Vergnügen und endet meist mit einer blutigen Schaberei.
EIGENS FÜR SOLCHE LAGE ENTWICKELT: Komet TR 5

Mit drei Stromquellen immer rasierbereit. Netzstecker – Batterieantrieb – Autostecker. Hautschonend, zeitsparend, unbeschwert.

TROCKENRASIEREN · Die Rasur unserer Tage!

Als die Soldaten der Fernsprechkompanie Bäuerle eines Tages von der Ausbildung zurückkehrten, lenkte im Flur eine kleine Ausstellung die Aufmerksamkeit auf sich. Neben zerschlissenen Stiefeln lagen und standen beschädigte Geräte, schlecht gepflegte Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände, die „herrenlos" im Kompaniebereich herumgelegen hatten. Manche Genossen erkannten sofort, daß auch von ihnen etwas dabei war. Beschämt gingen sie in ihre Stuben. Auseinandersetzungen in den Trupps folgten. Ergebnis: Jeder achtete besser auf sich und seinen Nachbarn. Sauberkeit und Ordnung standen nicht mehr nur auf geduldigem Papier.
Initiator dieser außergewöhnlichen Ausstellung war Feldwebel Harry Müller, Fernsprechbetriebstruppführer und stellvertretender Zugführer im Zug Winkler. Er, ein aufgeweckter schlanker Bursche mit spitzem Jungengesicht, hat damit den schludrigen Genossen den Spiegel vors Gesicht gehalten.
Aber die Ausstellung ist nur ein Beispiel für sein überlegtes, zielstrebiges Handeln, für seine



Das Geheimnis des Truppführers

initiativreiche Arbeit als Vorgesetzter und Erzieher. Er gibt sich mit dem Erreichten nie zufrieden. Das war schon vor zwei Jahren so, als Feldwebel Müller noch einen Bautrupp führte. Viele Kilometer Kabel verlegte er damals mit seinem Trupp, eine Arbeit, die vor allem körperlich anstrengend ist. Aber ihm hatte es die Technik angetan. Deshalb liebäugelte er ständig mit der Vermittlungsstation. Immer fand er Zeit, sich in der Vermittlung umzusehen. Er beobachtete, wie die Soldaten die Schaltungen vornahmen, sah ihnen genau auf die Finger. Vom Betriebstruppführer ließ er sich technische Einzelheiten der Station erklären und studierte in der Freizeit eifrig die Betriebsvorschriften. Dank seines großen Lerneifers hatte er bald den Bogen 'raus und wurde schließlich als Betriebstruppführer eingesetzt.
Zwei Jahre macht er das jetzt. In dieser Zeit hat er sich zu einem guten Spezialisten entwickelt. Sein Trupp liegt im sozialistischen Wettbewerb innerhalb der Kompanie an der Spitze. Im letzten Jahr wurde er als „Bester Fernsprechbetriebstrupp" des Dienstbereiches Bleck mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Für seine aktive gesellschaftliche Arbeit erhielt Feldwebel Müller im März 1963 die Artur-Becker-Medaille.
Vor allem wirkt die temperamentvolle, kameradschaftliche Art, mit der Genosse Müller die Angehörigen seines Trupps zu höheren Leistungen anspornt. Stets geht er ihnen mit persönlichem Beispiel voran. So war es bei einer der letzten Übungen notwendig, daß er sich 36 Stunden ununterbrochen an den Vermittlungsschrank setzte und Gespräche vermittelte. Eine große physische und nervliche Leistung. Das kennen die Angehörigen seines Trupps von ihm nicht anders. „Immer ist er da, wenn die Arbeit am dicksten ist", meint Gefreiter Sauermann. „Sobald wir unsere Station entfaltet haben, sitzt er am Schrank und überprüft, ob zu allen Fernsprechteilnehmern des Gefechtsstandes einwandfreie Verbindung besteht. Erst wenn alle mit ‚fünnef' hören, gibt er sich zufrieden."
Dabei ist es keineswegs so, daß Feldwebel Müller seine Genossen bei der Ausbildung schonen würde. Er verlangt im Gegenteil Härte und strenge Disziplin. Aber dabei vergißt er keinen Augenblick, daß er es mit Soldaten, mit Menschen zu tun hat, für die er verantwortlich ist. Oft unterhält er sich mit ihnen über politische Probleme, Ausbildungs- und Erziehungsfragen, hört ihre Meinung und erklärt ihnen, was es heißt, gefechtsbereit zu sein. Deshalb verstehen und erfüllen sie seine hohen Forderungen bewußt und ebenso initiativreich wie er. Diese enge Zusammenarbeit stärkt das Vertrauen zueinander, das Gefühl der gegenseitigen Verantwortlichkeit innerhalb des Trupps.
Manche Genossen, wie Feldwebel Seefeld, sprechen Feldwebel Müller besondere Kräfte zu und bewundern ihn, weil er immer wieder neue Ideen, neue Methoden entwickelt. Feldwebel Müller, von Beruf Holzfäller aus dem Kreise Neustrelitz, hat dafür eine einfache Erklärung. „Besondere Kräfte, das ist Quatsch. Ich bin Parteimitglied. Deshalb mache ich mir Gedanken über meine Arbeit. Ich weiß, was die Partei von uns verlangt, hohe Gefechtsbereitschaft zur Sicherung des Friedens und des sozialistischen Aufbaues. Und darauf arbeite ich hin, deshalb stelle ich an mich selbst und an meine Genossen so hohe Forderungen."

Rolf Dressel

Es darf gelacht werden

WITZE und ANEKDOTEN

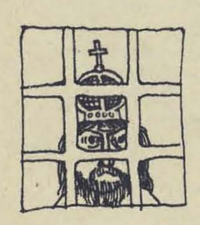
„Sie kennen doch Dickens, Herr Rittmeister?"
„Aber natürlich, janz famoser Kerl jewesen; nur schade, mußte jeschlachtet werden."
„Wie?"
„Na ja, hat doch voriges Jahr in Hoppegarten beide Vorderbeine jebrochen."



„Wie haben Sie das nur angefangen, Exzellenz, sich so viele Orden zu erwerben?"
„Ja, wissen Sie, das muß man verstehen: Man muß nicht da sein, wo sie verdient werden, man muß da sein, wo sie verteilt werden."

„Ah, Herr General a. D., ich habe schon viel von Ihnen gehört."
„Möglich, aber man kann mir nichts beweisen."

Ein Flieger preist die Schönheit eines Fluges.
„Na", sagt Herr Krause, „ich mache mir nicht viel daraus. Ich war allemal froh, wenn ich heil wieder zur Erde kam."
„Sind Sie denn schon geflogen?"
„Eija! Zweimal mit einer Pulverfabrik in die Luft."



„Gefangener Meier, daß Sie sich morgen waschen und rasieren. Seine Majestät der König kommt in Ihre Zelle!"
„Nanu, was hat der denn ausgefressen?"

Liebermann erhielt von der Weimarer Republik den Auftrag, den Reichspräsidenten v. Hindenburg zu porträtieren. Bei der ersten Sitzung war Hindenburg in voller Uniform erschienen. Als Liebermann sich jedoch zur verabredeten zweiten Sitzung einfand, wurde ihm schon an der Tür bedeutet, daß seine Exzellenz unendlich bedauerten und keine Zeit hätten, die Uniformstücke würde der Künstler aber im Sitzungszimmer vorfinden, und ob es denn unbedingt nötig wäre, daß seine Exzellenz bei jeder Sitzung zugegen sein müßten; Seine Exzellenz müßten sich bei der Jahreszeit — es war Winter — besonders schonen.
„Aber nicht doch", stimmte Liebermann zu, „den Alten p . . . ick Euch jederzeit in den Schnee."

Als ein amerikanischer Offizier in Athen seinen Wagen besteigen wollte, fand er die Reifen durchstochen und am Scheibenwischer einen Zettel vor: „Das Benzin ist von euch, aber die Luft aus Griechenland!"



Ein alter General, der mit K a n t befreundet war, heiratete ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Er teilte dem Philosophen seine Verheiratung mit und meinte dazu beiläufig: „Freilich habe ich wohl bei meinem Alter keine Nachkommen mehr zu erhoffen."
„Nein", bemerkte Kant trokken, „das nicht, aber zu befürchten."

„Fabelhaft, Genosse Soldat, daß Sie ein so treffsicherer Schütze sind."
„Gar nicht fabelhaft, ich bin doch farbenblind."
„Na, und . . ."
„Na, da ziele ich immer ins Blaue und treffe ins Schwarze."

Zille folgte einmal einer Einladung in eine vornehme Gesellschaft, wo man mit ihm protzen wollte.
Die Gäste wurden vorgestellt:
„Herr Leutnant —!"
„Frau Major —!"
„Herr Kommerzienrat —!"
und noch eine Menge anderer Titel:
„Herr Major —!"
„Frau Rittmeister —!"
Zille unterbrach die Zeremonie:
„Zille", sagte er, „Hundsgemeiner!"
Da war's vorbei mit dem Titelfimmel.

Jim und John waren Zwillingsbrüder und nicht auseinanderzuhalten. Als sie Soldat werden sollten, wurden sie zu gleicher Stunde vom Militärarzt untersucht. Jim zog sich aus, ging zu ihm hinein und kam nach fünf Minuten strahlend zurück. „Untauglich!"
„Weißt du was?" sagte John. „Ziehe dich nicht erst an und gehe für mich hinein!"
Jim tat ihm den Gefallen, ging hinein, kam nach zwei Minuten wieder heraus und sagte: „Du bist tauglich!"

●



„Weshalb haben Sie so viele Orden, Herr General, und überhaupt keine Verwundung?"
„Na, mein Lieber, für die Verwundungen waren doch Soldaten genug da."

●

Friedrich II. von Preußen hatte den berühmten Leibarzt Zimmermann von Hannover nach Berlin kommen lassen und fragte ihn, besorgt um seine Gesundheit, ob er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt habe.
Zimmermann sagte gelassen: „Nicht so viele als Eure Majestät und nicht mit demselben Ruhme."

●

Als der Philosoph Schopenhauer in Frankfurt am Main weilte, ging er regelmäßig zu Tisch in den „Englischen Hof", in dem auch viele preußische Offiziere verkehrten. Er unterhielt sich gern angeregt bei der Mahlzeit; jedoch konnte er sich ebensogut beobachtend verhalten, wenn er keine geeignete Tischgesellschaft fand. So legte er einmal eine Zeitlang täglich stillschweigend ein Goldstück vor sich hin, das er nach beendigter Tafel wieder zu sich nahm. Dieses Verhalten mußte seinen Tischnachbarn auffallen, die ihn auch eines Tages darüber befragten. Schopenhauer sagte: „Das Goldstück gebe ich in die Armenbüchse, wenn die am Nebentisch sitzenden Offiziere nur ein einziges Mal eine andere Unterhaltung auf die Beine bringen als über Pferde, Hunde und Frauenzimmer!"

●



Vignetten:
Horst Bartsch

Im Museum wurden alte Uniformen gezeigt. „Und hier sehen Sie die Uniform Gustav Adolfs", erklärte der Museumsdiener. „Durch das Loch drang die Kugel, die ihn tötete."
Da kam ein Wanderer des Wegs und fragte: „Und warum hat man's nicht vorher gestopft?"



Illustration: Harri Parschau

Mißglückte Verlobung

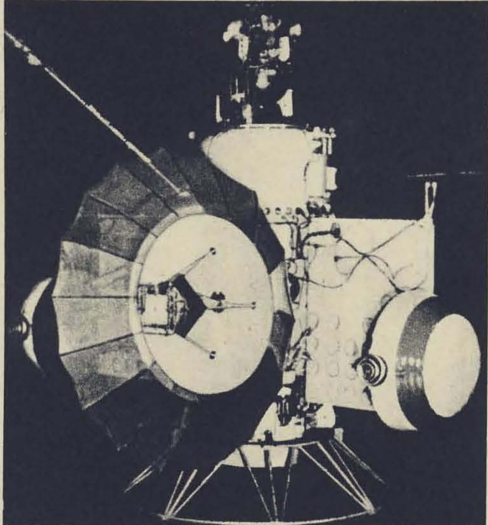
Bedrückt und mit sonst bei ihm selten beobachteter finsterer Miene war Jürgen Beier aus dem Urlaub zurückgekehrt. Als sich Jürgen Beiers düstere Gemütsverfassung nach einer Woche noch immer nicht zum Besseren gekehrt hatte, beschlossen seine besorgten Kameraden, hilfreich und schonend einzugreifen und mit ihm zu reden.
„Was ist eigentlich mit dir los, Junge?" brach Gefreiter Jäcke den Bann, „warum rennst du so trübsinnig in der Gegend 'rum . . .?"
„Ach, wißt ihr", erwiderte Jürgen resigniert, „ich wollte mich im Urlaub verloben . . ."
„Ach so, und nun hat det liebe Kind schon eenen anderen, wat?" unterbrach Günther Knoll in seiner bekannt schnoddrigen Art.
„Quatsch", ärgerte sich Jürgen, „sie hat keinen anderen außer mir!" — „Und trotzdem will sie dich nicht?" — „Natürlich will sie mich", grollte Jürgen, „das heißt wiederum, ich weiß es ja eben nicht, ob sie mich will . . ."
„Aber Mensch, du hättest sie doch fragen müssen", warf ihm Gefreiter Jäcke vor.
— „Aber dazu gerade ist es ja nicht gekommen . . ." —
„Also hatte sie keine Zeit für dich? Reichlich verdächtig . . ."
— „Doch, sie hatte immer Zeit für mich!"
— „Es hatte also jemand was dagegen, daß du dich mit ihr über eine mögliche Verlobung unterhältst?"
— „Genau das ist es", klagte Jürgen, „ihre acht Geschwister waren dagegen!"
„Hörte ick soehm recht", schaltete sich jetzt wieder Günther Knoll ein, „oder hast du ,acht' jesacht?"
— „Wirklich, Ursula hat acht jüngere Geschwister im Alter von fünf bis fünfzehn, und davon sechs Brüder, . . . und die haben stets verhindert, daß ich mal mit ihrer Schwester längere Zeit alleine war."
„Die ham also wat jejen dich als neuet Familienmitglied?"
— „Absolut nicht", Jürgen blickte hilfesuchend zur Decke, „aber mindestens eins der Geschwister war eben immer um mich herum, und so fand ich keine Zeit, mit Ursula zusammen allein zu sein und sie zu fragen. Die Gören wollten dauernd von mir, daß ich ihnen was Interessantes aus meinem Armeedienst erzählen sollte!"

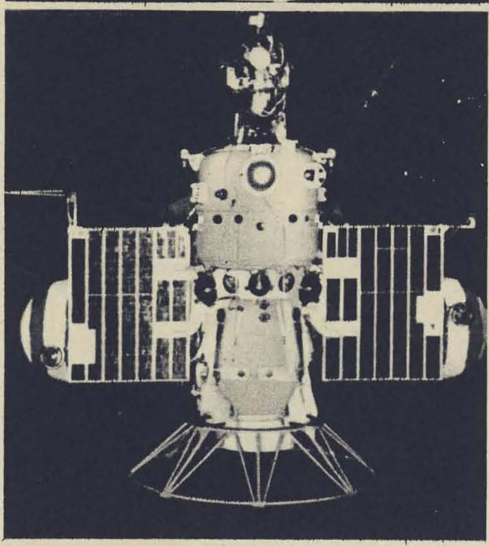
Soldat Achim Fröhlich

VORSTOSS in kosmisches Neuland

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die stürmische Entwicklung der Raumflugtechnik bringt uns Jahr für Jahr neue erregende Experimente auf dem Gebiet der Weltraumforschung. Viel schneller als von Experten vorhergesagt, wurden die ersten Fortschritte erzielt und immer weiter gesteckte Ziele der wissenschaftlichen Raumfahrt in Angriff genommen. Von Etappe zu Etappe wurde dabei die führende Rolle der sowjetischen Wissenschaft deutlicher. In einem großangelegten Arbeitsprogramm spannte sie den Bogen ihrer Entwicklungen von den ersten künstlichen Erdsatelliten bis in den Bereich mehrtägiger Erdumkreisungen durch bemannte Raumschiffe. Wie die offiziellen Verlautbarungen über das umfassende sowjetische Programm zur Erforschung des Kosmos und der benachbarten Himmelskörper erkennen lassen, steht dabei der Flug des Menschen zu anderen Planeten sozusagen als Hochziel über allen Bemühungen zur wissenschaftlichen Weltraumfahrt.





Ansicht der Raumsonde „Mars 1".

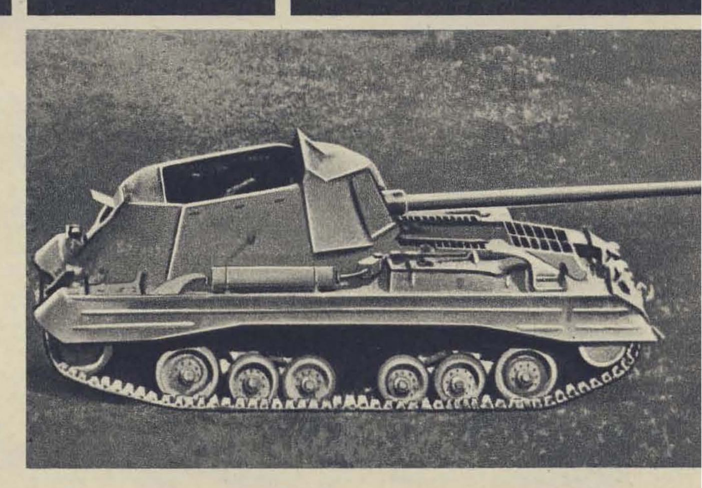
Von den noch etwas phantasievollen Gedanken der ersten Raumfahrtpioniere – Ziolkowski, Oberth, Esnault-Pelterie und andere – die in genialer Vorausschau schon ganze Expeditionen in großen Raumschiffen den Flug zu anderen Planeten antreten sahen, ist es bis zu ihrer Verwirklichung, trotz der bisherigen Fortschritte, allerdings noch ein recht weiter Weg. Zahllose Probleme sind noch ungelöst, und manche lassen sich überhaupt erst in ihren groben Umrissen erkennen. Vor den Spezialisten der Raumfahrtforschung liegen also noch viele Jahre voller mühsamer wissenschaftlicher Untersuchungen und technischer Entwicklungsarbeiten, ehe das erste bemannte Raumschiff zu einer Planetenexpedition starten wird. Die ausschlaggebende Rolle spielt dabei natürlich das Problem der maximalen Sicherheit für die an derartigen Expeditionen teilnehmenden Menschen. Neben den allgemeinen raumflugtechnischen Vorbereitungen ist es darum nicht zuletzt auch notwendig, die im interplanetaren Raum und auf anderen Himmelskörpern herrschenden Bedingungen so gründlich als möglich durch Voruntersuchungen zu klären. Da die „klassischen" Hilfsmittel der Weltraumforschung dabei nicht mehr ausreichen, muß die Raumflugtechnik selbst die Voraussetzungen dazu schaffen. Die Entsendung unbemannter Meßgeräteträger in den interplanetaren Raum sowie direkt zu den in Betracht kommenden Himmelskörpern, ist daher eine wichtige Voraussetzung nicht nur allgemein für eine ständige Vertiefung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, sondern auch für die Weiterentwicklung der Raumfahrt selbst.

Fortsetzung auf Seite 61

SFL »Archer«
Großbritannien

Taktisch-technische Daten

Masse	18 t
Länge	6400 mm
Breite	2600 mm
Höhe (gesamt)	2200 mm
Bodenfreiheit	420 mm
Überschreitfähigkeit	2200 mm
Steigfähigkeit	30°
Watfähigkeit	700 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Höchstgeschwindigkeit	40 km/h
Bewaffnung	Panzerabwehrkanone 76,2 mm
Besatzung	4 Mann



Die SFL „Archer", eine selbstfahrende Pak, ist auf der Grundlage des britischen leichten Panzers Valentine entwickelt worden. Sie fand 1956 bei der Aggression gegen Ägypten Verwendung. Sie ist schwach gepanzert, die Aggregate und der Motor liegen im Bugraum. Das Geschütz läßt sich verhältnismäßig weit, bis zu insgesamt 90°, nach den Seiten hin schwenken

Bist du im Bilde?

Die Serie NATO-Artillerie endet mit der Vorstellung der britischen SFL „Archer". Im nächsten Monat wechselt „Bist du im Bilde" und bringt eine Reihe Aufklärungs- bzw. Spähfahrzeuge der NATO-Länder. Doch nun ans Werk! Auf welchen Bildausschnitten findest du die SFL wieder? Schreibe die Lösung auf eine Postkarte und sende diese bis zum 1. 7. 1963 (Datum des Poststempels) an die

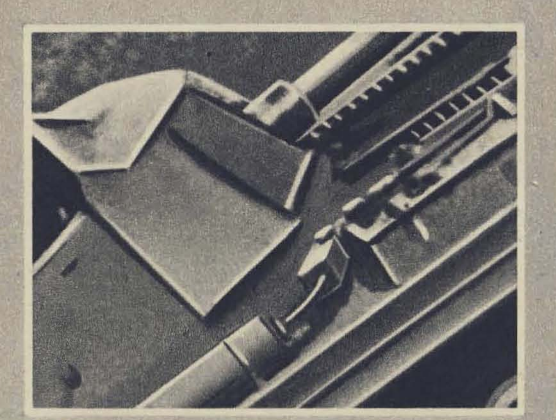
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Wie immer werden durch das Los 5 Gewinner unter den Einsendern mit richtiger Lösung ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie wertvolle Bücher aus dem Deutschen Militärverlag (4. und 5. Preis) erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 4/1963

Die richtige Lösung: Bild 4 und 5 zeigten die Haubitze M1 A2.

Die Preisträger sind:
Fw. d. R. Horst Richter aus Magdeburg 50,– DM
Matr. Bernd Reuß aus Stralsund 20,– DM
Heinz Luedtke aus Stralsund 10,– DM
Willi Kluge aus Eisenach 1 Buch
Johannes Biesenack aus Quedlinburg 1 Buch



1

2



3





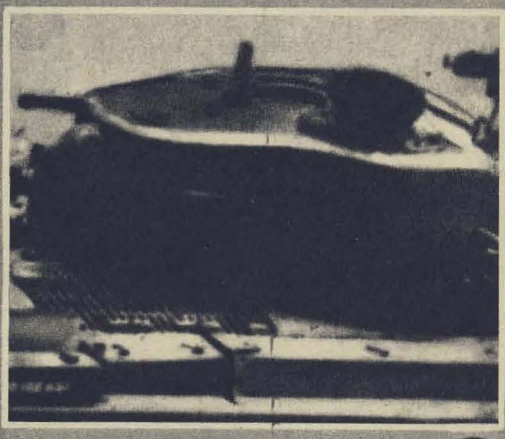
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 6/1963 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Hubschrauber SM-1
Volkspolen

Taktisch-technische Daten

Länge bei rotierenden Schrauben	17,0 m
Höhe	3,3 m
Durchmesser der Tragschraube	14,3 m
Leermasse (mit Zusatzbehälter)	1810 kg
Flugmasse (mit Zusatzbehälter)	2334 kg
zulässige Beladung	524 kg
zulässige Horizontalgeschwindigkeit	
– in Bodennähe	170 km/h
– 1000 m H.	165 km/h
– 2000 m H.	160 km/h
– 3000 m H.	150 km/h
Statische Gipfelhöhe	2000 m
Dynamische Gipfelhöhe	3000 m
Besatzung	1 Mann



Der Hubschrauber SM-1 ist ein polnischer Lizenzbau des sowjetischen Hubschraubers Mi-1. Sein Einsatz erfolgt zu Transportzwecken, als Verbindungs- sowie Schulhubschrauber, und, durch Einbau von Spezialgeräten, als Artillerie-Aufklärer, Kabelleger usw.

Fortsetzung von Seite 58

Der bisher bedeutsamste Schritt in dieser Richtung wurde wieder von der sowjetischen Raumfahrtforschung eingeleitet. Nachdem am 12. Februar 1961 als erste gezielte Planetensonde ein sowjetischer Raumflugkörper zur Venus gestartet worden war und am 27. August 1962 eine amerikanische Raumsonde mit dem gleichen Ziel auf die Reise ging, startete am 1. November 1962 die sowjetische Raumsonde „Mars I" zum ersten Anflug auf den noch immer geheimnisumwobenen äußeren Nachbarplaneten der Erde. Der Abflug erfolgte unter Einschaltung eines schweren Trägersatelliten, eine Technik, deren Zweckmäßigkeit erstmalig bei der sowjetischen Venussonde erprobt worden war. Nach Ablösung von dem Trägersatelliten und zusätzlicher Beschleunigung auf eine Geschwindigkeit im Bereich der zweiten astronautischen Geschwindigkeit (11,2 km/s), bewegte sich Mars I, den Bedingungen interplanetarer Raumflugbahnen entsprechend, auf einer Ellipsenbahn weiter, deren Brennpunkt in der Sonne liegt. Der sonnenfernste Punkt (Aphel) dieser Bahnellipse liegt etwas außerhalb der Marsbahn, und nach rund siebeneinhalb Monaten Flug von Mars I begegnen sich Raumsonde und Mars in der Nähe des Schnittpunktes beider Bahnen. Als Zeitpunkt größter Annäherung ergab sich aus den bisherigen Bahnberechnungen etwa der 15. Juni 1963.

Mit außerordentlichem Interesse verfolgen die Spezialisten für Astronautik und Weltraumforschung den Verlauf dieses Experiments, da die große Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Programms von Mars I eine beträchtliche Bereicherung unseres Wissens über die Bedingungen im interplanetaren Raum und auf anderen Planeten verspricht. Gemäß der umfassenden Aufgabenstellung für diese erste Marssonde, die mit 893,5 Kilogramm wissenschaftlicher Nutzmasse den absoluten Rekord derartiger Flugkörper hält, lassen sich auch zwei Teilkomplexe in ihrer meßtechnischen Ausrüstung erkennen. Der eine umfaßt alle Geräte, die den Untersuchungen im interplanetaren Raum während des „Überfluges" dienen, während der andere die Einrichtungen zur Untersuchung des Mars einschließt. Außerdem verfügt Mars I neben funktechnischen Anlagen zur Flugbahnvermessung und Meßwertübertragung über eine spezielle Empfangsapparatur für Funkkommandos von der Erde. Weiterhin ist die Planetensonde mit einem Orientierungssystem (optisch nach hellen Himmelskörpern) versehen, dessen Anzeigen für Korrekturen ihrer räumlichen Lage benutzt werden können. Eine kleinere Triebwerksanlage, die an einem Ende der Meßgerätezelle sitzt, gestattet schließlich sogar gewisse Bahnkorrekturen, die für eine optimale Annäherung an den Zielplaneten notwendig sind. Eine geringfügige Korrektur wurde bereits in der Anfangsphase des Überflugs ausgeführt.

Die Ausrüstung für Messungen im interplanetaren Raum besteht aus Geräten zur Untersuchung von Magnetfeldern, zur Analyse von Strahlungen, die aus elektrisch geladenen Teilchen (Elektronen, Ionen) bestehen, weiterhin aus einer Anlage zur Untersuchung der kosmischen Radiostrahlung im Frequenzbereich von 50 und 500 kHz, und schließlich aus einer Reihe von Impulsgebern zur Registrierung der Verteilungsdichte von Mikrometeoriten. In der Nähe des Mars sollen dann noch zusätzlich eingesetzt werden: Eine fotografische Apparatur zur Aufnahme der Oberfläche des Mars, mit automatischer Entwicklung und anschließender Bildfunkübertragung zur Erde (ihren ersten sensationellen Erfolg erzielten die sowjetischen Wissenschaftler mit diesem Verfahren bei der Fotografie der Mondrückseite durch ihren Lunik III am 7. Oktober 1959); eine Apparatur für Spektralmessungen* zum Nachweis organischer Stoffe auf unserem Nachbarplaneten und drittens ein Spektrograph zum Nachweis von Ozon in der Marsatmosphäre.

Selbstverständlich ist man im Kreis der Marsspezialisten ganz besonders auf die Angaben des Planeten-Meßkomplexes gespannt, würde man doch dadurch unter anderem auch der schon seit langem sehnlichst erwarteten Antwort auf die erregende Frage nach Leben auf anderen Himmelskörpern einen beträchtlichen Schritt näher kommen. Immerhin ist es ja gerade der Mars, der bis heute noch als das wohl aussichtsreichste Forschungsobjekt für dieses Problem in Frage kommt. Wenn man auch nicht erwarten darf, daß die Antwort im Sinne älterer Spekulationen auf höher entwickeltes Leben erfolgen wird, so wäre doch schon jeder zuverlässige Hinweis auf das Vorhandensein organischer Substanzen außerhalb der Erde ein wissenschaftlicher Erfolg großen Ausmaßes. Für das Experiment mit Mars I darf allerdings nicht übersehen werden, daß es sich dabei in jeder Hinsicht um einen Vorstoß in absolutes Neuland handelt, was sich nicht zuletzt in den rein technischen Problemen der Forderung widerspiegelt, die von den Einrichtungen der Planetensonde gewonnenen Informationen funktechnisch über die ungeheure Strecke von mehr als 100 Millionen Kilometern zur Erde zu übertragen. Allein schon die Lösung dieser Aufgabe ist eine technisch-wissenschaftliche Leistung absoluter Sonderklasse und kann als Bestätigung dafür gelten, daß die sowjetischen Wissenschaftler ein weiteres bedeutsames Schlüsselproblem zu interplanetaren Raumflügen – die Durchführung von Funksignalübertragungen über extreme kosmische Entfernungen – mit Erfolg angepackt und gelöst haben.

---

* Spektralanalyse nennt man die Untersuchung einer Substanz, bei der durch Zerlegung des von ihr ausgesandten Lichtes (in einem Spektroskop oder Spektrographen) eine nach Wellenlängen geordnete Folge der Lichtstrahlung entsteht (Spektrum), aus der sich auf die Zusammensetzung der Substanz schließen läßt.



Wo eben noch Fallschirme sich blähten ...

Von Major K. H. Freitag

Wehe dem, der sie zum Gegner hat!

Soeben noch trübte kein Wölkchen den strahlend blauen Himmel. Urplötzlich jedoch scheint er verhängt zu sein. Mit rasender Geschwindigkeit stürzen Myriaden winzig kleiner Punkte der Erde zu, werden größer, erkennbarer und entfalten sich nun zu siebzig, achtzig, neunzig, hundert grauen Pilzen.

Zuckende Feuerstöße schlagen den schnell zur Erde schwebenden Fallschirmspringern entgegen, so daß man meint, keiner der mutigen Männer käme heil an Haut und Knochen auf dem grauen Feld an. Jedoch, mit kühnem Schwung rollt sich einer nach dem anderen auf dem trockenen Boden ab. Und wo eben noch Fallschirme sich im Wind blähten, ist Sekunden später nichts, aber auch nichts mehr zu sehen. Die Soldaten in den gescheckten Tarnanzügen scheinen in hundert Erdkanälen verschwunden zu sein.

Aber unser Schluß erweist sich als Trugschluß. Wir merken es daran, daß den bellenden Maschinenwaffen Widersacher erwachsen sind – keine schlechten übrigens, wie wir an der Wirkung des zwar sparsamen, aber konzentrierten Feuers erkennen. Meter um Meter arbeiten sich die Soldaten vor, jede Mulde, jeden Strauch, jedes Grasbüschel geschickt als Deckung ausnutzend; Meter um Meter gewinnen sie an Boden, Meter um Meter nähern sie sich ihrem eigentlichen Ziel – der „gegnerischen" Stellung.

Aus dem Blau des Himmels stoßen pfeilschnelle Maschinen mit heulenden Strahltriebwerken herab. Raketen lösen sich. Ein Inferno bricht los. Der Angriff ist in seine letzte, entscheidende Phase getreten – Flammenwerfer zischen, schwere Maschinengewehre bellen, Handgranaten detonieren, Maschinenpistolen knattern . . .

Václav Hynek, Maschinenschlosser aus Králové in Ostböhmen, ist einer jener Teufelskerle, die uns hier auf dem Flugplatz von Brno eine kleine Probe ihres Könnens sowie der hervorragenden Ausbildung der tschechoslowakischen Luftlandetruppen geben. Mit zwanzig Jahren und gerade fünfzehn Monaten Dienstzeit hat der wieselflinke MPi-Schütze, dessen Schulterklappen ihn als Soldaten ausweisen, schon mehr als 200 Fallschirmabsprünge „auf dem Buckel".

Im SVAZARM, der tschechoslowakischen GST, war er Segelflieger. „Dennoch hätte ich nie gedacht, daß ich einmal zu den Fallschirmjägern kommen würde", erklärt er etwas verlegen, denn außer seinem tadellosen Gesundheitszustand weiß er keine Begründung für seine Einstellung in diese Elitetruppe der Tschechoslowakischen Volksarmee anzuführen. Dafür verrät uns Unteroffizier Kumbor, seit 1958 dabei und mit sage und schreibe 650 Sprüngen ein erfahrener „alter Hose", mehr: „Václav brachte vom SVAZARM gute vormilitärische Kenntnisse mit, außerdem Mut und den ausgeprägten Willen, in der Militärdienstzeit sein Bestes zu geben. Er ist intelligent, verschwiegen, kräftig, ausdauernd und gewandt. So lebte er sich schnell bei uns ein und stand bereits nach relativ kurzer Zeit seinen Mann. Und das will bei den hohen Anforderungen, die wir stellen, allerhand heißen."

Heute trägt der stämmige Bursche in der khakifarbenen Uniform, dessen außerdienstliches Hobby seit knapp einem Jahr auch das sportliche Fallschirmspringen ist, das Bestenabzeichen der Luftlandetruppen, einen geöffneten Fallschirm auf blauem Grund.

„Leicht ist der Dienst gewiß nicht", versichert er mit lustigem Augenzwinkern. „Aber mir macht er Spaß, weil er interessant und vielseitig und unsere Aufgabe verantwortungsvoller ist als sonst irgendwo. Da vergißt man schnell manche Strapaze der harten Ausbildung, die eigentlich so alles einschließt, was heutzutage überhaupt von einem Soldaten verlangt werden kann. Und letzten Endes", beschließt er unser Gespräch, „machen wir das alles ja nicht zu unserem Privatvergnügen oder für irgendwen, sondern lernen und kämpfen für den Schutz unserer sozialistischen Heimat."

Sie sind eine verschworene Gemeinschaft, die tapferen, wagemutigen Männer der tschechoslowakischen Luftlandetruppen; verschworen auf die beste, edelste Sache und Gesellschaftsordnung, für die je Soldaten Waffen trugen. Mit solchen Waffenbrüdern läßt es sich jeder Auseinandersetzung siegesgewiß ins Auge blicken.

Denn wehe dem, der sie zum Gegner hat!



Am Gebäude der Grenzkompanie geht der Posten seine Runde. Ist ihm bewußt, daß er über die Sicherheit, das Leben seiner Genossen wacht?

Die Sonne steht schon hoch über den Bäumen, als die beiden Grenzsoldaten den Hang zur Straße hinunterstapfen, die am Fuß des Bergrückens vorüberführt. Nach dem kräftezehrenden Aufstieg zum „Hasenkopf" haben sie es nicht sonderlich eilig, ins Tal zu kommen, zumal sie von der Höhe aus den Postenabschnitt gut beobachten können. Rechts, in einer Senke, etwa 150 Meter entfernt, verläuft die Staatsgrenze. Würden sie links den Hang hinabgehen, träfen sie auf die Bahnlinie, die hier in einem Bogen den 500-Meter-Streifen berührt.

Dem Postenführer einige Schritte voraus geht Soldat Helmer, ein breitschultriger blonder Bursche. Die Stubben und Wurzeln, die vor ihm aus dem Boden spießen, erinnern ihn an die Stunden vor Tagesanbruch, als sie zum „Hasenkopf" hinaufstiegen. Eine furchtbare Kraxelei, wenn man die Hand vor den Augen nicht sehen kann.

Joachim Helmer bemerkt, wie sehr sich das äußere Bild des Grenzabschnittes seit den letzten Tagen verändert hat. Auf den Hängen, die noch vor kurzem als triste, öde Schneeflächen gut zu überblicken waren, wuchern allerlei Pflanzen. Die Lichtungen, die sich im Wald wie kahle Inseln abzeichneten, sind vom frischen Grün der Bäume verdeckt. „Nach dem letzten Regen sieht man förmlich das Gras wachsen", sagt er zum Postenführer, der mit dem Doppelglas das Gelände absucht. Stabsgefreiter Kirchner lacht. „Nur hat der Frühling für uns auch seine Schattenseiten", gibt er zurück.

Was wird sich zu Hause verändert haben? überlegt Joachim Helmer, während sie ihren Weg fortsetzen. Ob die Felder der LPG schon alle bestellt sind? – Ich werde Vater sehr fehlen. – Und in der MTS? Wer von den Traktoristen wird schon der Genossenschaft beigetreten sein? Er denkt an den Tag zurück, als er einberufen wurde. Ihm war der Abschied nicht leicht gefallen. Gerade als es in der Meliorationsabteilung der MTS alle Hände voll zu tun gab, mußte er weggehen. Ist es nicht wichtiger, die Weiden zu entwässern und für gutes Grünfutter zu sorgen? hatte Joachim damals gefragt. Seine Vorbehalte hinderten ihn lange, in der neuen Umgebung Fuß zu fassen. Er leistete im Dienst das Nötigste; er lernte, weil ihm das Lernen nicht fremd war. Er glich einem Läufer, der bei einem Wettkampf seine Schritte bremst, um nicht an die Spitze des Feldes zu gelangen. In der Ausbildungseinheit und dann in der Kompanie spürte Joachim Helmer die helfende Hand des Kollektivs. Besonders mit Kurt Kirchner, dem Sekretär der FDJ-Gruppe, stand ihm ein verständnis- und zugleich anspruchsvoller Freund und Lehrmeister zur Seite. Als der Zugführer Joachim Helmer sagte, er solle sich zum IMG-Schützen qualifizieren und in weiterer Sicht zum Postenführer, übernahm Stabsgefreiter Kirchner die Patenschaft. Noch gibt es manches, was Joachim Helmer nicht sofort in den

Das des Grenzsoldaten



Postenführer
Stabsgefreiter
Kirchner.



Im Grenzabschnitt. Augen auf: viel sehen und selbst nicht gesehen werden. Von einem günstigen Punkt aus führt das Postenpaar die Beobachtung.

Kopf will. Aber längst hat er begriffen, daß zwischen der heranreifenden Ernte auf den Feldern der LPG und seinem Dienst an der Grenze ein enger Zusammenhang besteht. – Nachdenklich ist Joachim Helmer stehengeblieben!

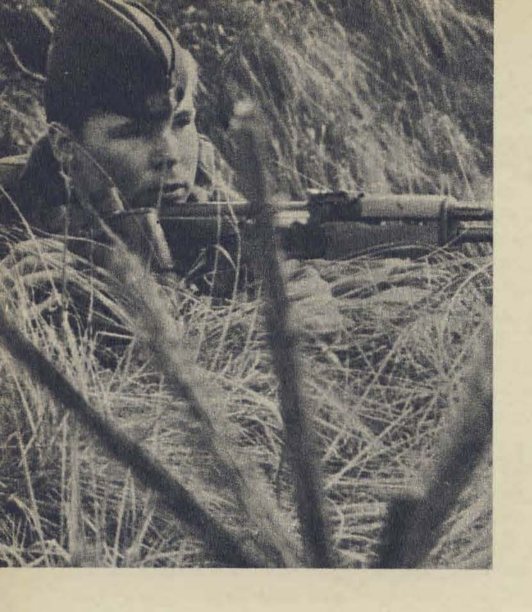
„Du übersiehst ja einen Grenzverletzer vor deiner Nase", hört Helmer plötzlich die Stimme des Postenführers hinter sich. Unbemerkt ist Stabsgefreiter Kirchner zu ihm getreten. „Ach, was, du glaubst wohl an Gespenster", gibt Helmer barsch zurück. Im gleichen Moment bereut er diese Grobheit. „So schnell wird ja keiner aufkreuzen", lenkt er ein. Stabsgefreiter Kirchner rückt seine Feldmütze auf dem vollen rotbraunen Haarschopf zurecht, als wolle er eine widerspenstige Strähne zähmen. „Meinst du, ein Grenzverletzer wird sich vorher anmelden? Wer illegal die Grenze überschreiten will, der bereitet sich lange darauf vor. Unverhofft, wenn du ihn am wenigsten erwartest, taucht er auf. Was er im Schilde führt, siehst du ihm nicht an der Nasenspitze an."

„Willst du mir bange machen?" fragt Helmer verwundert.

„Ich will dir nur sagen, daß wir die Augen offen halten müssen, auch wenn sich im Busch nichts rührt", erwidert Kirchner. „Sieh mal, wir kennen hier jeden Steg. Wir kennen sogar die vermutlichen Annäherungswege der Grenzverletzer. Ist das ein Vorteil?" Helmer stimmt ihm zu. „Nutzen wir diesen Vorteil aus, wenn wir von vornherein sagen, es kommt doch keiner? Dann sieht man eben nur auf einem Auge!" Der Postenführer drückt einen Zweig zur Seite, der ihn beim Beobachten hindert, ehe er fortfährt: „Wir stellen in unserem Betrieb, in den Leuna-Werken, chemische Produkte her, die tragen ein kleines Zeichen auf dem Etikett, ein Q. Höchste Qualität. Frage nicht, wie viele daran getüftelt haben, bis wir die soweit hatten. Weißt du, was das Q im Grenzdienst bedeutet? Die Grenze so zu sichern, daß ein Durchbruch unmöglich ist."

Spät am Vormittag kehren die Streifenposten von der Grenze zurück. Soldat Helmer gibt seine Waffe ab und folgt den Genossen auf die Stube. Als letzter kommt Gefreiter Laabs, Helmers Spindnachbar, herein und schwenkt einige Briefe in der Hand. Helmer geht leer aus. Ächzend zieht er seine Stiefel herunter. Erst jetzt spürt er, wie ihm die Glieder schmerzen. Während seine Stubenkameraden sich mit dem Ausziehen etwas Zeit lassen, beeilt er sich, um in den Waschraum zu kommen. Bis zum nächsten Dienst verbleiben nur wenige Stunden Ruhe. Als er zur Tür hinaus will, erscheint Unteroffizier Steinert. „Sie und Stabsgefreiter Kirchner stehen heute abend Hausposten", sagt der Gruppenführer zu Helmer, bevor er sich Kirchner zuwendet.

„Nanu, dir hat das Glück wohl gleich die Sprache verschlagen", spottet Gefreiter Laabs, als der Gruppenführer die Stube verlassen hat und Helmer noch immer vor der Tür steht. Kirchner wirft Laabs einen wütenden Blick zu. „Uns würde was fehlen, wenn du nicht überall deinen Senf dazugäbst." Kirchner gibt Helmer einen sanften Rippenstoß und geht mit ihm zusammen zum Waschraum. „Du denkst wohl genauso wie Laabs, der



Posten vor der Tür sei so eine Art Portier?" fragt Kirchner, während er seinen Kopf unter die Wasserleitung taucht. – „Ich gehe lieber auf Streife", antwortet Helmer nach einer Weile. „Vor der Haustür stehen und während der wachfreien Zeit Mädchen für alles spielen, das ist nicht mein Fall." – „Laß dir von Laabs keinen Floh ins Ohr setzen", erwidert Kirchner. „Der hat schon seinen Grund. Als Hausposten steht er unter den Augen des Diensthabenden. Da kann er sich keine Mätzchen leisten." Kirchner frottiert seinen breiten Brustkorb ab und blickt Helmer offen ins Gesicht. „Wenn du mich fragen würdest, auch ich gehe lieber auf Streife. Aber Posten nach Wunsch einteilen? Den Zugführer müßte man bedauern. Der Hausposten hat einen Kampfauftrag wie jeder andere."

Es ist Nacht geworden. Nur aus einigen Fenstern der Unterkunft fällt noch Licht auf den Weg, den Soldat Helmer bei seiner Runde um das Gebäude abschreitet. Im Fernsehraum sitzen noch drei Genossen vor dem Bildschirm und sehen sich eine Aufzeichnung von einem Sportwettkampf an. Auch Stabsgefreiter Kirchner, seine Ablösung. Was wird Unteroffizier Steinert tun, der UvD? Wird er seiner Freundin einen Brief schreiben oder ein Geschenk basteln? So rauh er im Ton manchmal ist, mit seinen Händen kann er zarte Gegenstände schaffen, sinnt Soldat Helmer. Und die anderen Genossen? Soweit sie nicht auf Streife oder ausgegangen sind, werden sie nach dem anstrengenden Dienst tief schlafen.

Unwillkürlich fällt ihm der letzte Unterricht ein: Der Posten vor der Unterkunft ist verantwortlich für das Leben seiner Genossen, für die Sicherheit der Waffen, Fahrzeuge, Geräte und Gebäude. Wie leicht sich das dahinsagt. Erst jetzt erkennt er, welche Verantwortung ihm übertragen ist.

Joachim Helmer fröstelt es ein wenig. Von neuem tritt er seine Runde um das Haus an. Die Lichter sind erloschen. Seine Augen bohren sich in die Dunkelheit. Wie eine tiefschwarze Wand erscheint ihm der Nadelwald, der bis an den Weg vor der Unterkunft heranreicht. Der Maschendrahtzaun und der Schlagbaum auf dem Weg sind nur schemenhaft zu erkennen. Endlos langsam verstreichen die Minuten. Es ist kurz vor Mitternacht. Kurt wird mich bald ablösen, denkt Helmer.

Plötzlich vermeint er drüben am Waldrand ein Knistern zu hören. Angespannt lauscht er in die Nacht. Nur das leise Rauschen des Waldes dringt an sein Ohr. Eine Sinnestäuschung? Nein! Wieder vernimmt er das Knistern tappender Schritte. Das kann nicht einer, das müssen mehrere sein, durchfährt es ihn blitzartig. Da bemerkt er undeutlich vier Gestalten, die sich vom Waldrand lösen. Sollten das Ausgänger sein? Unmöglich! So bewegen sich die Genossen nicht mitten in der Nacht vor der Unterkunft. In Helmers Kopf jagen sich die Gedanken. Was tun? Den UvD alarmieren? Bis zur Tür sind es fünf Schritte weiter als bis zum Waldrand. Bevor die Alarmeinheit heraus ist, sind die vier wie ein Spuk verschwunden. Ruhig bleiben, hämmert es in ihm. Sie haben mich noch nicht entdeckt.

„Halt! Stehenbleiben! Hände hoch!" ruft Helmer mit lauter Stimme. Blitzschnell lädt er seine Waffe durch. Das Überraschungsmoment ausnutzend, springt er an das Tor des Maschendrahtzaunes und stößt es mit dem Fuß auf. Seine Kaltblütigkeit und die schußbereite Maschinenpistole verfehlen nicht ihre Wirkung. Von den vier wagt keiner Widerstand zu leisten oder die Flucht zu ergreifen.

Er fordert sie auf, vor die weißgetünchte Hauswand zu treten und verständigt den UvD. Bei der Durchsuchung stellt sich heraus, daß es sich um gefährliche Grenzverletzer handelt. Drei von ihnen tragen feststehende Messer sowie Karten bei sich.

Stabsgefreiter Kirchner, der Helmer kurze Zeit später ablöst, ist der erste, der ihm gratuliert.

F. Haubert

(Sämtliche Namen und Ortsbezeichnungen sind frei erfunden. d. Red.)



Polytechnik für den Rationalisator (III)

Ein Stück Eisenblech, von 3 mm Stärke, hatte sich Soldat Krause besorgt. Die Umrisse des Werkstückes waren zwar schnell auf der Platte aufgerissen, aber es mußte noch viel Material weggenommen werden. Das alles abfeilen? Nein, wie lange sollte denn das dauern. Paul hatte doch neulich gesagt: „Der Meißel ist die Hobelmaschine des kleinen Mannes!" Na klar, so werde ich es machen, sagte sich Soldat Krause. Ein Flachmeißel fand sich unter dem Werkzeug im Kasten und ein Hammer von 500 g auch. Oder ginge vielleicht die Blechschere da? Nein, dafür war das Material zu stark. In diesem Fall mußte schon der Meißel heran.

Mit Meißel und Blechschere

Das Grundmaterial ist meist in einer größeren Menge in Form von Platten, Stangen, Rohren usw. vorhanden. Die für eine auszuführende Arbeit benötigte Menge muß dann davon abgetrennt werden. Dafür stehen einige Werkzeuge zur Verfügung, die alle auf der Trennwirkung eines Keiles beruhen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist der Flachmeißel (Abbildung 1a). Wird auf den Meißelkopf mit einem Hammer geschlagen, so verursacht die Meißelschneide eine Kerbe. Die Wangen der Schneide pressen das Material als Wulst nach oben. Auf diese Weise kann man also Teile von stärkeren Metallplatten oder von Stangenmaterial abtrennen. Meist genügt es, wenn man das Material ringsherum einkerbt und dann abbricht.

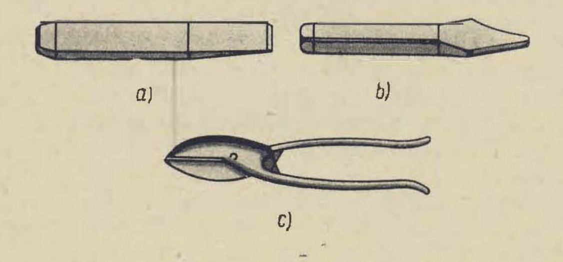


ABBILDUNG 1
a) Flachmeißel; b) Kreuzmeißel; c) Handblechschere.

Bei diesem Arbeitsvorgang steht der Flachmeißel senkrecht zum Material. Wird der Flachmeißel schräg gehalten, so wie es Abbildung 2a zeigt, wird beim Eintreiben des Meißels ein Span abgehoben. Diese spanabhebende Wirkung nutzt man aus, wenn von einem zu starken Werkstück Material abgetragen werden soll. Es abzufeilen, wäre manchmal mühsam. Mit dem Flachmeißel läßt es sich schneller machen. Besonders einfach geht es jedoch mit dem Kreuzmeißel (Abbildung 1b), da er eine schmale Schneide hat und dadurch leicht in das Material eindringt. Daneben wird der Kreuzmeißel noch benutzt, wenn man in ein Werkstück eine Nut einbringen muß.
Bei allen Arbeiten mit dem Meißel muß man berücksichtigen, daß eine sehr rauhe Oberfläche und überstehende Wülste zurückbleiben. Man muß deshalb das Werkstück mit einer Feile nacharbeiten. Bei der Festlegung der Abmessungen des Werkstückes muß man das ebenfalls berücksichtigen, d. h., man darf das abzutrennende Stück

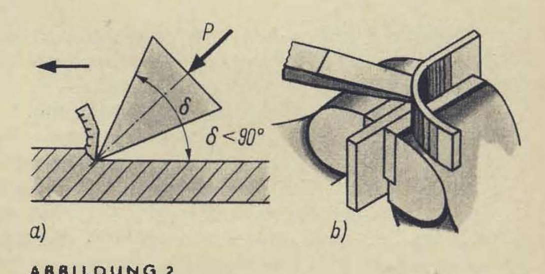


ABBILDUNG 2
a) Spanabhebende Wirkung des Flachmeißels; b) Abmeißeln eines Blechstreifens.

Material nicht zu klein bemessen. Die Schneide des Meißels bildet mit den beiden Wangen einen Keilwinkel, den man dem Material anpassen sollte, damit eine gute Trennwirkung erreicht wird. Für weiche Metalle beträgt der Keilwinkel etwa 30 bis 50°, für Baustahl etwa 50 bis 60° und für harte Metalle 60 bis 70°. Bei allen Arbeiten mit dem Meißel wird das zu bearbeitende Werkstück in einen kräftigen Schraubstock eingespannt. Auch bei dünnerem Blech kann man den Flachmeißel zum Abtrennen verwenden. Den Vorgang zeigt Abbildung 2b. Allerdings erzielt man dabei keine Kerbwirkung, sondern mehr eine gewaltsame Abscherung.
Bei dünneren Materialien, also vor allem bei Blechen, Pappe, Hartgewebe usw., wo man vor allem längere Schnitte durchführen will, nutzt man besser die Scherwirkung zweier Schneiden, beispielsweise bei einer Blechschere (Abbildung 1c), aus. Die Arbeit damit ist zeit- und kraftsparend, da die Hebelwirkung an den beiden Schenkeln der Schere ausgenutzt wird. Man benutzt meist die Berliner Form mit langen, geraden

Schneiden. Die Hubbegrenzung soll vorn an den Schenkeln liegen, damit man sich nicht beim schnellen Schließen der Schere den Handballen einklemmt. Abbildung 3 zeigt die Arbeitsweise der Handblechschere. Die beiden Schneiden sind keilförmig und kerben zunächst den Werkstoff ein. Durch die weitere Krafteinwirkung verdichtet sich der Werkstoff weiter, bis er bricht.

Das zu trennende Blech wird möglichst bis an den Anschlag in die Schneide eingeführt, da dann die Schneidkraft am größten ist. Die zulässigen Materialdicken für die Handblechschere betragen für

Pappe	bis 6 mm
Hartgewebe	bis 1,5 mm
Alu-Blech, hart	bis 1,0 mm
Alu-Blech, weich	bis 2,0 mm
Eisenblech	bis 0,8 mm
Messingblech	bis 0,8 mm
Kupferblech	bis 1,0 mm

Bei vielbenutzten Handblechscheren tritt mit der Zeit ein zu großes Schneidenspiel auf, so daß die Schneiden zu weit auseinanderstehen. Bei dünnen Blechen passiert es dann, daß diese beim Schneiden zwischen die Schneidbacken gezogen werden. In einem solchen Fall muß man durch eine Stauchung des Nietes an der Handblechschere das zu große Schneidenspiel beseitigen.

Beim Schneiden von Rundungen dreht man stets das Blech, hält aber die Schere immer in der gleichen Lage. Reicht die Kraft an der Handblechschere zum Trennen eines stärkeren Bleches nicht aus, so sollte man nicht mit Gewalt die Blechschere ruinieren. In solchen Fällen ist es besser, einen Flachmeißel oder eine Handhebelschere zu verwenden. Bei der Handhebelschere ist eine Schneide fest auf einem Bock verschraubt, während die andere über ein Gelenk mit Hilfe eines längeren Hebelarmes niedergedrückt wird.

Ing. Schubert

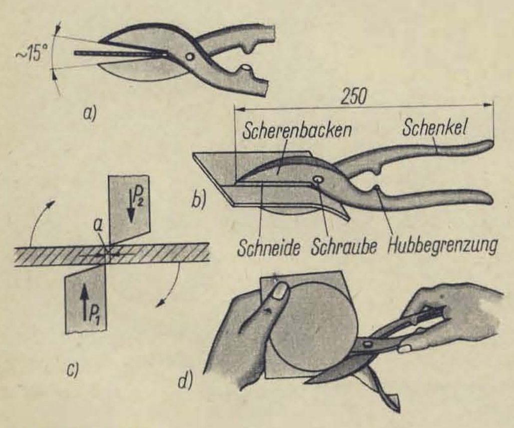


ABBILDUNG 3

a) Öffnungswinkel beim Ansetzen der Blechschere; b) Einzelheiten an der Blechschere; c) Drehmoment beim Schneiden; d) Ausschneiden einer kreisrunden Blechscheibe.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 6/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3







Gut bedacht ist halb gemacht

Tagebuchnotizen des Genossen Horst Weihs, Hauptwachtmeister einer Flakbatterie (II)

Ohne Fleiß kein Preis

25. März. Die Truppenübung haben wir hinter uns. Jeder Genosse gab sein Bestes. Ob der zweite Platz im Wettbewerb dabei herausspringt?

6. April. In der letzten Woche haben wir Geschütze und Fahrzeuge wieder auf Hochglanz gebracht. Bei solchen Arbeiten ist es nicht ganz einfach, mit allen Soldaten gut auszukommen. So meldeten z. B. die Genossen der Bedienung Lorenz, ihr Geschütz sei wieder klar. Ich schaue mir das an und wische mit dem Lappen über einen Schmiernippel; siehe da, die Kugel bleibt sauber. „Hier ist nicht richtig abgeschmiert", sage ich. Empörter Widerspruch bei den Genossen. Aber als ehemaliger Waffenmeister kenne ich alle diese Tricks. Wenn nämlich richtig abgeschmiert worden ist, kehrt sich die Kugel um und bringt ein wenig von dem Fett,



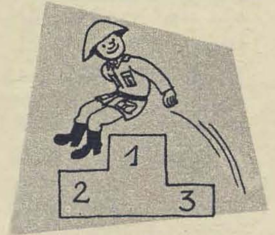
in welchem ihr unterer Teil gelagert ist, mit nach oben. Ich ließ das also nicht durchgehen, obgleich ich weiß, daß ich mich damit etwas unbeliebt mache. So schimpften z. B. auch die Genossen Schneider und Heimstätter, als ich darauf drang, die schlechten Farbstellen abzuscheuern und neu zu streichen und die Reifen schwarz zu machen. Aber als Vorgesetzter darf man sich da nicht auf Diskussionen einlassen. Natürlich sind diese Dinge vor allem etwas „für's Auge", doch letzten Endes gehört zu einer gepflegten Technik auch eine gewisse „betonte" Sauberkeit. Diese Genossen werden es zu Hause als selbstverständlich ansehen, wenn ihre Mütter oder Frauen den Fußboden nicht nur wischen, sondern mit Bohnerwachs auf Hochglanz polieren. Doch es gibt mehr gute Beispiele. Besonders strengten sich die Genossen Kanoniere Zettke und Franke an und unser Schirrmeister, der Genosse Oberwachtmeister Pfeifer. Sie wurden dafür belobigt.

9. April. Die Arbeit hat sich gelohnt. Die Kontrolloffiziere der Division gaben uns die Note „gut". Wir hätten „ausgezeichnet" erreichen können, wenn nicht der G 5 des Genossen Wolf unangenehm aufgefallen wäre. Auf dem Vorderrad war zu wenig Luft und die Kardanwelle war unzureichend abgeschmiert. Als wir von ihm Rechenschaft forderten, sperrte er sich erst. Er sagte, bei einem solchen großen Fahrzeug könne es wohl mal vorkommen, daß man etwas übersieht. Später gab er zu, er habe es sich etwas leicht gemacht und gedacht, es wird schon gut gehen. Hoffentlich beherzigt er unsere Ermahnungen.

Wie die Arbeit – so der Lohn

10. April. Hurra! Weil wir bei der Truppenübung und bei der Überprüfung der Technik durch die Genossen der Division gut abgeschnitten haben, sind wir im sozialistischen Wettbewerb wieder auf den zweiten Platz gerückt. Alle Soldaten und Vorgesetzten haben daran Anteil. Besonders der Batteriechef, Oberleutnant Mangott, hat in den Wochen, seitdem er unsere Einheit übernahm, alles getan, um die Anleitung der Unteroffiziere zu verbessern. Sooft er kann, hält er sich bei jedem Wetter und oft den ganzen Tag über im Park auf oder ist bei der Ausbildung dabei. Besonders rührig und beliebt bei den Soldaten seines Zuges ist auch Oberleutnant Woitschig. Er tritt stets ruhig und sachlich auf und organisiert gemeinsame Sportveranstaltungen in der Freizeit wie Tischtennisturniere, Schachwettkämpfe und Fußballspiele. Unsere Batterie ist Tabellenerster im Fußball – und im Tischtennisvergleich der Abteilung.

11. April. Osterurlaubsvorbereitungen für einen Großteil der Batterie. Die Soldaten (95 Prozent sind Wehrpflichtige) freuen sich, vier Tage zu Hause zu sein und sich erholen zu können. Sie wissen aber, daß es gewissermaßen die „Ruhe vor dem Sturm" ist, denn gleich nach Ostern geht es zum „Gefechtsschießen mit scharfem Schuß" an die Ostsee.



Wie der Herr, so's Gescherr

13. April. Heute ertappte ich mich dabei, wie ich wegen einer Kleinigkeit einen Soldaten übertrieben barsch zurechtwies. Er trat ziemlich verdattert ab. Es war ein Genosse vom Meßzug. Deshalb ist mir das besonders peinlich. Gerade diese Genossen haben in Oberleutnant Quint einen Zugführer, der immer gleichbleibend freundlich und beherrscht ist. Bei ihm sind die Soldaten willig und bei seinem Politunterricht sind alle bei der Sache. An ihm kann man sich

ein Beispiel nehmen. Ich habe ihn gefragt, wie er das macht. Er hat mir bereitwillig geantwortet: „Man darf die Soldaten nicht über einen Kamm scheren. Sie leben hier zwar alle unter denselben Bedingungen, aber jeder einzelne macht sich seinen eigenen Vers darauf. Das ist wie bei Edelsteinen: Je nach dem Schliff, den sie früher erhalten haben, brechen sie das Licht. Alter, Bildung, Charakter und Temperament sind verschieden. Man muß als Vorgesetzter eben 'rauskriegen, wie der einzelne veranlagt ist und ihn entsprechend anfassen. Wenn einer mal nicht gleich so spurt, muß man Geduld haben. Natürlich kann man manchmal auf einen scharfen Ton nicht verzichten. Doch Soldaten sind hellhörig. Sie fühlen heraus, ob dieser scharfe Ton aus einer gewissen Nichtachtung ihrer Person herrührt, oder ob man trotz der harten Worte in ihnen die Kameraden und Klassengenossen sieht. Und im Politunterricht halte ich es so: Keine Schwarzweiß-Malerei! Unsere Erfolge klarlegen, aber die Mängel nicht verschweigen oder bagatellisieren, sondern im richtigen Zusammenhang erklären. Jene Genossen antworten lassen, die auf Grund ihrer Herkunft oder ihres Berufes über das entsprechende Problem aus eigener Anschauung berichten können. Den Genossen an Hand der von ihnen selbst aufgezählten Beispiele klarmachen, daß wir alle an einem Strang ziehen müssen und jeder mitverantwortlich ist für das, was um und mit uns geschieht."

Alles ganz gut und schön, aber dazu gehört eine tüchtige Portion Bildung und Erfahrung. Genosse Quint hat Abitur und die Offiziersschule besucht. Wenn man vom Ausbildungsniveau seines Zuges auf die Ergebnisse beim Gefechtsschießen schließen dürfte, müßten wir recht gut abschneiden.

Aller Anfang ist schwer

17. April. Wir rollen! Gestern bis 24.00 Uhr waren alle Urlauber pünktlich zurück. Heute morgen um 5.00 Uhr 'raus aus den Betten. Um 8.00 Uhr war die letzte Abnahmeprüfung und ab ging's zum Verladebahnhof. Die Fahrt wird einen Tag und eine Nacht dauern. Die Stimmung ist sehr gut.

18. April. Wir haben die neuen Unterkünfte bezogen. Die Soldaten liegen etwas eng, aber es ist ja nur für eine kurze Zeit

19. April. 5.00 Uhr Wekken. 9.00 Uhr Feuerbereitschaft. Die Bedienungen spuren — nur das Wetter nicht! Aber wir hoffen! Die Soldaten sind gespannt, vor allem jene, die erst im Herbst zu uns kamen und noch nicht „scharf" geschossen haben.



Heiliger Himmel! Am Anfang gleich so eine Pleite! Die Bedienungen Lorenz und Hensel haben vorhin das Panzerschießen „versaut". Nur die Bedienung des Unteroffiziers Piezconka hat „gut" getroffen. Genosse Unteroffizier Lorenz (22) ist ganz niedergeschlagen. „Es war ein Richtfehler vom Genossen Bergmann (K 2 – Höhenrichtkanonier). Er hat entweder zu tief angehalten oder verrissen. Schon der erste Schuß lag 300 Meter zu kurz. Aber da Genosse Bergmann zuerst starr und steif behauptete, er habe exakt angerichtet, blieb mir nichts anderes übrig, als die Entfernung zu korrigieren. Ich ahnte zwar, daß etwas faul an der Sache war, denn unsere Geschütze schießen genau, aber ich durfte ja von meiner Beobachtungsfunktion nicht weg. Sonst hätte ich selbst das Anrichten überprüft."



Vignetten: Parschau

Genosse Bergmann hat das erste Mal als K 2 fungiert. Im Training hat alles geklappt. „Vielleicht war ich vom Knall erschrocken?!" sagt er. Das kann natürlich sein. So eine 57-mm-Kanone macht ganz schön Radau und springt. Na, es ist noch nicht aller Tage Abend.

21. April. Heute war Zugschießen auf Leuchtbombe. Es schoß der 2. Feuerzug des Oberleutnant Woitschig. Von fünf möglichen Schüssen waren fünf drin, aber kein Treffer. Deshalb nur Note „gut".

Aus Ärger darüber, daß manche Soldaten trotz meiner Anweisungen leere Bier- und Limonadeflaschen in den Stuben herumstehen lassen, habe ich heute morgen kurzerhand diese Flaschen kassiert. Das Pfandgeld von 14,60 DM behalte ich ein. Dafür werde ich Blumen für den Klubraum im Objekt kaufen. Mal sehen, ob das hilft!

22. April. Meine drastische Maßnahme hat geholfen. Jetzt geben die Soldaten die leeren Flaschen ordnungsgemäß bei mir ab. Einige Genossen haben zwar geschimpft, es wäre ihr Geld, aber gerade deswegen nehmen sie sich ja jetzt zusammen.

24. April. Das Wetter macht uns immer noch einen Strich durch die Rechnung. Das Warten macht alle etwas nervös. Vorgestern und gestern haben wir die I. und II. MPi-Übung geschossen. Dreizehn Genossen schnitten mit „sehr gut" ab. Ich auch. Unser Koch, der Genosse Pehla, der doch sehr wenig Infanterieausbildung mitgemacht hat, war einer der besten Schützen. Um so ärgerlicher ist es, daß einige Genossen vor allem bei der I. Übung nicht erfüllt haben. Unser Abteilungskommandeur, der dabei war, kam immer mehr in Rage, als erst der eine, dann der andere und dann noch ein paar Genossen vorbeitrafen. Er hat befohlen, daß die „Versager" den Weg zur Unterkunft zurück (18 km) laufen. Wenn Soldaten gut schießen, werden sie dafür belobigt. Schießen sie schlecht, müssen sie für ihr Versagen einen Denkzettel bekommen. Oder ist diese Meinung falsch? (Absolut falsch! Die Redaktion)

Und ob ich nicht doch etwas falsch gemacht habe mit dem Bierflaschengeld? Bedingt nicht die Achtung vor dem Menschen auch die Achtung vor seinem persönlichen Eigentum? Bei 80,– DM sind eine Mark oder auch nur dreißig Pfennig relativ viel.

Ende gut – alles gut

25. April. Endlich! Die Spannung, die tagelang auf uns lastete, ist von uns abgefallen. Heute haben wir in einem Zuge die ausstehenden Luftzielschießübungen (die Aufgaben 1, 2, 4, 5, 6, zweimal die 8 und schließlich die 9) „sehr gut" hinter uns gebracht. So lautet auch die Gesamtnote im Luftzielschießen „sehr gut". Ein kleiner Wermutstropfen fällt jedoch in unseren Freudenbecher, wenn wir daran denken, daß uns der erste Platz im sozialistischen Wettbewerb der Batterien jetzt sicher wäre, wenn wir vergangenen Freitag nicht das Erdzielschießen „versaut" hätten. Aber wir können trotzdem zufrieden sein: Von jeweils 100 Schuß lagen 83 im Ziel; die Schußfolge war entweder 2, 3, 2 oder 3, 3, 2; zwei Drittel der Soldaten der Batterie, die noch im vorigen Jahr als K 6 (Munitionskanonier) oder K 3 (Kanonier für Entfernung) gearbeitet haben, bewährten sich hier zum ersten Mal in ihren neuen Funktionen als K 1 (Seitenrichtkanonier, der auch den Abzug betätigt) oder als K 5 (Ladekanonier). Besonders gut arbeiteten die Genossen Mai (als K 1), Kleiber (als K 5) und Scholz (als K 2 – Richtkanonier der Höhe). Das haben wir vor allem dem Meßzug mit Oberleutnant Quint zu verdanken Gute politische Arbeit und Menschenführung sind die Basis militärischer Erfolge.



Genosse Schlegel als K 5 hat ein bißchen Angst gehabt. Dachte er, daß der Schuß nach hinten losgeht? Es ist nichts weiter aus ihm herauszubringen. In der Ausbildung steht er doch sonst seinen Mann?! Manchen Dingen kommt man eben nicht auf den Grund.

(Doch! Wir haben den Genossen Schlegel später noch mal befragt .Es stellte sich heraus, daß er als Kind öfters zum Ohrenarzt mußte. Zwar ist bei ihm wieder alles in Ordnung, aber er hat eben Angst, daß ihm das Trommelfell platzen könnte. Man sollte ihn also mal zum Arzt schikken, damit ihm diese Bedenken genommen werden. Auch das gehört zur Arbeit mit dem Menschen. Außerdem pendelt der Genosse Schlegel als G-5-Ersatzfahrer und als K 5 ständig zwischen Geschütz und Kfz. hin und her. Kaum ist er am Geschütz wieder warm geworden, wird er als Kraftfahrer wochenlang eingesetzt oder umgekehrt.)

27. April. Wir sind wieder im Objekt. Nächste Woche beginnt wieder das „Großreinemachen". Ich habe mir die leidige Flaschengeldsache überlegt. Ich werde das Geld zurückgeben. Die Soldaten werden vielleicht im stillen lachen, aber sei es drum, zumindest werden sie sich nicht mehr unrecht behandelt fühlen.



1. Mai. Dieser große Tag ist auch bei uns würdig begangen worden. Am Vormittag sind von unserer Batterie 22 wehrpflichtige Soldaten zu Gefreiten befördert worden. Am Nachmittag war Oberleutnant Woitschig mit der Batterie bei einem Spiel unserer Armeefußballmannschaft. Alle waren froher Stimmung: dank unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates ist ja bei uns der 1. Mai mehr ein Festtag. Trotzdem haben wir daran gedacht, daß in einem Teil der Welt noch viele Arbeiter um ihre minimalsten Rechte kämpfen müssen.

Der Weg zur Hölle . . .

2. Mai. Ich habe gestern meine früheren Notizen noch einmal durchgeblättert. Dabei stieß ich auf die Eintragung vom 2. März. Dort heißt es: „Wir haben in letzter Zeit die FDJ-Organisation zu wenig bei den Aufgaben der Ausbildung herangezogen. Die Bestenbewegung muß mal wieder analysiert und angekurbelt werden." Da kann man nur sagen: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Zwar wird an der Wandtafel grob ausgewertet, wer der beste und wer der schlechteste Soldat der Woche ist, aber von einer individuellen Aufgabenstellung kann gar nicht die Rede sein. Natürlich gibt es „objektive" Gründe für diese Nachlässigkeit: Gleich nach den Wahlen im Februar wurde der FDJ-Sekretär versetzt. Sein Stellvertreter ist kommandiert. Der Parteisekretär, Oberleutnant Berndt, war nach der Truppenübung erst mal in Urlaub. Der Batteriechef und die Zugführer hatten mit der Truppenübung zu tun, dann kam die Überprüfung der Technik. Jetzt das Gefechtsschießen – alles Gründe, aber kein Grund. Der Grund liegt tiefer. Ich habe mich deshalb heute zwanglos mit den Genossen Zugführern Oberleutnant Berndt und Quint unterhalten; später kam auch noch der Batteriechef dazu. Uns ist klar, daß wir diese Dinge nach dem Parteitag unterschätzten und nichts dergleichen im Arbeitsplan des Batteriechefs aufgenommen worden ist. Wir kamen zu folgendem Entschluß: 1. Nach dem Gefechtsschießen wird eine arbeitsfähige FDJ-Leitung gebildet. 2. Dann setzen sich Batteriechef, Zugführer und FDJ-Leitung zusammen und beraten mit jedem Soldaten entsprechend den Aufgaben des zweiten Ausbildungshalbjahres die Abgabe oder Ergänzung der Verpflichtungen und ein Programm der Kontrolle. 3. Es werden von den Vorgesetzten bzw. von der FDJ-Organisation geeignete Soldaten genannt, die für die Bestenbewegung gewonnen werden sollen. Bis Juni sollen diese Dinge erledigt sein. Auf einer offiziellen Besprechung werden wir uns noch mal auf Grundlage des Befehls 16/61 des Ministers darüber Gedanken machen. Ich denke, daß ich im nächsten Tagebuchabschnitt darüber „Vollzug melden" kann.

+ SPORTFESTTELEGRAMME +

ROSTOCK

+ an einem sonntagvormittag suchte die sportgruppe bernhardi den staerksten mann der batterie + dabei massen 31 genossen ihre kraefte an der scheibenhantel + als sieger ging unteroffizier klaus stoessel hervor + er schaffte 75 kg im beidarmigen reissen + einen wettbewerb im klimmziehen gewann kanonier rainer schmidt mit 17 vor leutnant badow mit 15 klimmzuegen + beteiligung: 42 genossen +

EGGESIN

+ bis zum 4. deutschen turn- und sportfest keinen nichtschwimmer mehr zu haben, ist das ziel der sportgruppe dahnert + alle genossen trainieren fuer das sportabzeichen + dabei spielt die qualitaet die hauptrolle, denn jeder soll mindestens die bedingungen der stufe silber ablegen + in der militaerischen koerperertuechtigung wird die erfuellung aller einzel- und kollektivnormen mit der note gut angestrebt +

Alle Wege führen

GLÖWEN

+ grundkenntnisse sportfachlicher natur werden systematisch allen genossen der unteroffiziersausbildungskompanie vermittelt + damit soll erreicht werden, dass die kuenftigen unteroffiziere eine regelmaessige sportliche betaetigung als beduerfnis empfinden und in der lage sind, mit ihren soldaten den massensport zu organisieren + alle genossen besitzen die abnahmeberechtigung fuer das sportabzeichen + 25 prozent sind ausgebildete rettungsschwimmer und etliche uebungsleiter fuer den massensport +

SILKERODE

+ die hiesige sportgruppe hat 60 kinder als mitglieder der asv vorwaerts gewonnen und betreut sie regelmaessig + die kinder spielen in zwei fussball-, einer handball- und einer volleyballmannschaft +

RUDOLSTADT

+ die asg ist sehr ruehrig bei der eigenfinanzierung des 4. deutschen turn- und sportfestes und hat sich manches einfallen lassen + die sportgruppe der kfz.-werkstatt veranstaltete ein luftgewehr- und ein kk-schiessen + fuenf schuss kosteten eine 50-pfennig-sondermarke der asv + als preise war sportkleidung ausgesetzt + die einnahmen betrugen rund 200 mark + bei sportveranstaltungen verkauft die asg eintrittskarten, auf deren rueckseite kleine sondermarkenwerte geklebt sind + grossen anklang fand auch eine tombola, bei der statt lose spendenkarten fuer das 4. deutsche turn- und sportfest ausgegeben wurden + auf diese weise hatte die asg schon im maerz (!) einen spendendurchschnitt von 9 mark pro asv-mitglied erreicht +

MÜHLHAUSEN

+ in der asg wurde ein ganzjaehriger sportplan aufgestellt, fuer dessen inhalt die vorbereitungen ouf das 4. deutsche turn- und sportfest bestimmend sind + alle genossen treiben regelmaessig sport, wobei die parteimitglieder mit gutem beispiel vorangehen + auch der kommandeur macht mit + jedesmal, wenn er mit seinen offizieren eine dienstbesprechung durchfuehrt, wird anschließend gemeinsam fuer das sportabzeichen trainiert und jeweils eine neue bedingung abgelegt +

DESSAU

+ wie schon im vorjahr startete die sportgruppe oertel auch diesmal ein gemeinsames sportfest mit der sg reppichau + fuer die kinder gab es einen wettbewerb im eierlaufen und fuer die jugendlichen des dorfes ein radrennen von der buergermeisterei zum waldsportplatz + bei einer grossabnahme fuer das sportabzeichen erfuellten viele dorfbewohner ihre ersten bedingungen + zu einem hoehepunkt gestaltete sich das dramatische fussballspiel zwischen der sg reppichau und einer elf der sportgruppe oertel + am abend vereinte sich alles beim sportlerball +

nach LEIPZIG

SCHÖNBERG

+ wer ist besser? + diese frage stellt die asg an ihrer wandzeitung + eine darunter angebrachte bestenliste enthaelt die asg-rekorde + beim klettern (vertikal) steht soldat marten an der spitze + er haelt mit achtzehn klimmzuegen zugleich auch die bestleistung auf diesem gebiet + unteroffizier koerner ist mit 66.30 m rekordhalter im handgranatenwerfen und hauptmann schilling mit 11.2 sec. im 100-m-lauf + ueber 400 m sind die 49.7 sec des unterleutnants reppel zu unterbieten, der auch ueber 1000 m (2:35.4 min) vorn liegt + im hochsprung fuehrt gefreiter tschierske mit 1.70 m die liste an, im weitsprung hauptmann schilling mit 6.13 m + vielleicht haben sich die rekorde inzwischen schon verbessert, denn die meisten genossen der asg streben danach, durch gute leistungen ebenfalls in die bestenliste zu kommen +

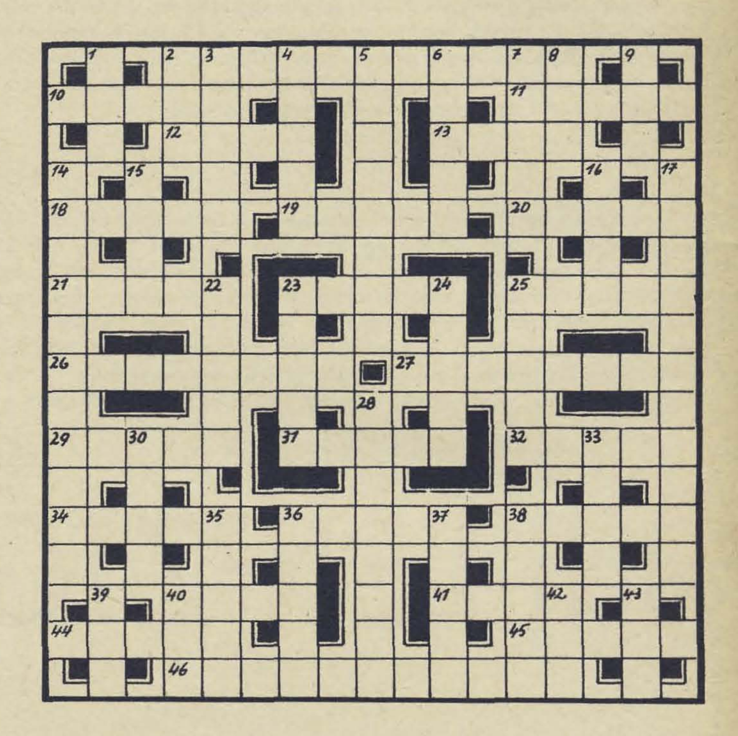
SALZWEDEL

+ die asg schliesst patenschaftsvertraege mit den oberschulen arendsee und ziessau ab + in allen sportgruppen werden bis zum 30. juni mindestens vier genossen als rettungsschwimmer ausgebildet +

LEIPZIG

+ in der sportgruppe schulz erzaehlen alte arbeitersportler von den kaempfen der revolutionaeren arbeitersportbewegung + bildtafeln berichten vom letzten turn- und sportfest + gemeinsam wurde eine vorstellung des werner-seelenbinder-films „einer von uns" besucht + alle genossen der einheit sind mitglieder der asv vorwaerts + zu 70 prozent wurden die bedingungen fuer das sportabzeichen und zu 45 prozent die des schwimmabzeichens der stufe zwei erfuellt +

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 2. Maßnahme der Gefechtssicherung, 10. Stadt in Schweden, 11. Gebirge in Südamerika, 12. vertontes Gedicht, 13. Staat in Südamerika, 18. frz. Bildhauer (1840 bis 1917), 19. Meeressäugetier, 20. Autor des Romans „Tote See", 21. genial. Schweizer Mathematiker (1707–1783), 23. neuartige Lichtquelle, 25. Sportgerät, 26. Mittel der aggress. Politik der imperial. Staaten, 27. erster sowj. Stadtkommandant in Berlin 1945, 29. Fluß in Äquatorialafrika, 31. deutscher Erzähler, 32. Heidepflanze, 34. griech. Sporadeninsel, 36. Wurfgerät, 38. südl. Landesteil Vietnams, 40. Jagd- und Kriegswaffe südamerik. Indianer, 41. Sprengkörper, 44. Bühnendarbietung (Gesang, Tanz, Artistik), 45. Drehimpuls, 46. Pioniergerät zum Stellungsbau.

Senkrecht: 1. engl. Insel, 2. Dorfsiedlung der Turkvölker, 3. Vereinigung, 4. ungar. Staatsmann, 5. Luntenschloßgewehr, 6. indische Münze, 7. estn. Hafenstadt, 8. südafr. Kuhantilope, 9. Autor des Romans „Die Wolokolamsker Chaussee", 14. wichtigster Teil der Militärwissenschaft, 15. Trugbild, 16. Verkehrszeichen, 17. Bauelement der Elektrotechnik, 22. Turngerät, 23. Vorratsraum, 24. deutscher Rechenmeister, 25. Start- und Landebahn, 28. Armeesportler des Jahres 1959, 30. Hauptstadt von 13. waagerecht, 33. volkstüm.: Biene, 35. Fisch (liefert Kaviar), 36. feine Schmutzteilchen, 37. Teil des Flugzeugs, 38. südamerik. Straußenvogel, 39. Mündungsarm des Rheins, 40. vorderster Teil des Panzers, 42. Maßeinheit der Arbeit (Energie), 43. Stadt an der Donau



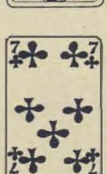
Mittelhand verliert mit abgebildetem Blatt Kreuz mit 59 Augen. Er hat Herz 10 und Pik König gedrückt. Vorderhand hat: Pik Bube, As, 7; Herz Bube, König, 9, 7; Karo As, König, 9. Durch geschicktes Ausspielen haben die Gegenspieler schon nach dem 3. Stich 49 Augen bei folgendem Spielverlauf:

1.: V. Karo König, M. Karo 8, H. Karo 7; 2.: V: Karo As, M. Karo Dame, H. Herz As; 3.: V. Karo 9, M. Karo 10, H. Kreuz 10; 4.: H. Herz Dame, V. Herz König, M. Kreuz As; 5.: M. Kreuz Bube, H. Kreuz Dame, V. Herz Bube; 6.: M. Kreuz 7, H. Pik 10, V. Pik Bube.

Wie hätte Mittelhand trotzdem gewinnen können?

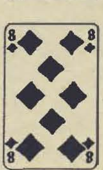













ERGÄNZUNGSRÄTSEL

Fuß – Boje – Sporn – Hof – Wehr – Bahn – Lauf – Blende – Zeit – Nagel – Rinde – Bahn – Sen – Rose – Anker – Haken – Lohn

Vor jedes dieser Wörter ist ein zweites Wort zu setzen, so daß wieder sinnvolle Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen einen poln. General und Revolutionär. Zur Verwendung kommen folgende Wörter:

Anker – China – Ei – Eis – Iris – Iser – Kant – Korn – Land – Ober – Reck – Ritter – Strom – Sturm – Wald – Wind – Zelt.

NEUER ANFANG

Ahle – Wand – Zone – Unter – Reise – Ranger – Inder – Porto – Rang – Rist

Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe voranzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe nennen den Namen eines hervorrag. russ. Wissenschaftlers.

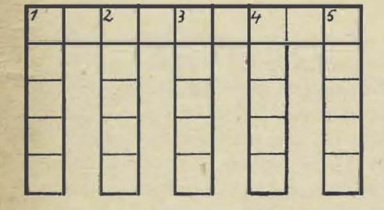
ZAHLENFELD

Jede Zahl ein Buchstabe, der in das betreffende Feld eingetragen wird. Bei richtiger Lösung ergeben die Felder 1–59 einen Grundsatz der Führungstätigkeit.

8, 2, 37, 52, 45, 4, 14, 3, 44, 47 Hieb- und Stichwaffe des Mittelalters; 24, 32, 34, 14, 53 Motorsportveranstaltung; 22, 58, 6, 14, 49, 56, 17, 46, 10, 50 Waffengattung; 1, 41, 13, 31, 42 Rechtschreibbuch; 14, 16, 50, 28, 43 Teil der Pistole; 26, 55, 23, 2, 29 Hohlmaß; 27, 33, 5, 38, 59 deutscher Schriftsteller; 30, 7, 35, 15, 39, 40, 9, 57, 11, 18 Teil des Geschützes; 21, 48, 42, 51 Sprengsperrmittel.

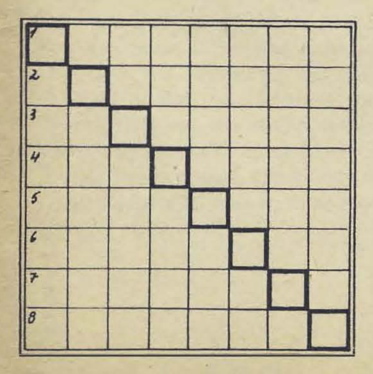
RÄTSELKAMM

Senkrecht sind folgende Begriffe zu suchen.
1. deutscher Schriftsteller („Die letzte Heuer"), 2. poln. Chemikerin und Physikerin (entdeckte mit ihrem Mann die chem. Elemente Polonium und Radium). 3. Präsident des DTSB, 4. tschech. satir. Schriftsteller, 5. deutscher Lyriker und Filmautor. Nach Einfügen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte den Namen eines russ. human. Schriftstellers.



FULLRÄTSEL

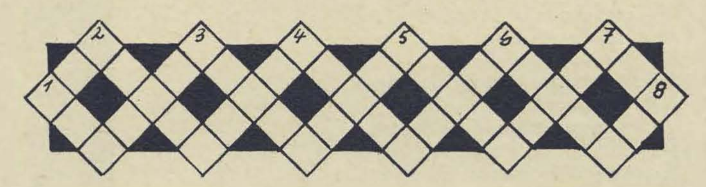
1. Staatsform, 2. Handfeuerwaffe, 3. Sprachrohr, 4. Sehrohr für U-Boote, 5. Monat, 6. europ. Hauptstadt, 7. Marschall der UdSSR, Organisator des ersten Roten Reiterregiments, 8. Armeesportler des Jahres 1961 – Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale eine militär. Einheit.





BILDERRÄTSEL

Die Lösung ergibt einen Ausspruch von J. G. Fichte.



ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 2. deutscher Bildhauer (1831–1911), 3. Teil des Visiers, 4. Schiffsführer, 5. Orientierungsmittel, 6. Fluß in Westafrika, 7. amerik. Schriftsteller (1809–1849);

Von der Zahl nach links unten: 2. poln. General und Freiheitskämpfer (1794–1850), 3. Dichter des Sozialistenmarsches, 4. altröm. Grenzwall, 5. Einheit bei den Luftstreitkräften, 6. frz. utop. Schriftsteller, 7. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 8. Mädchenname.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 5/1963

KREUZWORTRÄTSEL – Waagerecht: 1. Staffel, 5. Einheit, 9. Igel, 10. Kamin, 11. Bernina, 12. Gruppe, 14. Rotte, 15. Samara, 17. Rotor, 18. Obra, 21. Armbrust, 23. Konrad, 26. Lehnin, 28. Fallreep, 29. Efeu, 32. Aruba, 33. Lupine, 36. Maler, 37. Satire, 38. Tagebau, 39. Inari, 40. Netz, 41. Rolland, 42. Elektro.
Senkrecht: 1. Sukarno, 2. Armatur, 3. Finger, 4. Liguster, 5. Elbe, 6. Narwa, 7. Erika, 8. Trabant, 13. Parade, 15. Saman, 16. Marine, 19. Bola, 20. Akelei, 22. Sete, 24. Niere, 25. Alpaka, 27. Haubitze, 28. Falster, 30. Foliant, 31. Ukraina, 34. Pegel, 35. Nebra, 37. Sund.

SKAT: Kartenverteilung: Vorderhand hat: Kreuz: 8; Pik: Bube, Dame; Herz: 10, 8; Karo: As, König, Dame, 9, 7;
Mittelhand hat: Kreuz: Bube, 10; Pik: As, König, 10, 9, 7; Herz: As, Dame; Karo: 8.

FULLRÄTSEL: 1. Galilei, 2. Tarnung, 3. Legende, 4. Magazin, 5. Takarew, 6. Transit, 7. Mikojan – Gagarin.

BILDERRÄTSEL: „Sicht geht vor Dekkung, viel sehen und selbst nicht gesehen werden."

VERBAUTES: „Das Denken gehört zu den größten Vergnügen der Menschheit."

BUCHSTABENSTREICHEN: „Scheut keinen Schweißtropfen, um gute Ausbildungsergebnisse zu erreichen."

WABENLEISTE: 1. Napalm, 2. Signal, 3. Tigris, 4. Sirene, 5. Spaten, 6. Parade.

IM VERSTECK: „Tut alles, um die zur Verfügung gestellten Waffen meisterhaft zu beherrschen!"

SCHACH: Weiß: Kh2, De1, Td4, Tf4, Bb2, d5, e2, f5 – Schwarz: Ke5, Le6, Bd6, d7, f6, f7. Zweizüger von P. Weyl. 1. e4 Kd4: 2. Dc3 matt, 1. . . . Kf4: 2. Dg3 matt, 1. . . . Ld5: oder 1. . . . Lf5: 2. ed5: oder 2. ef5: matt.



HEFT 6
JUNI 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III 18 211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. Mai 1963

Fotos: Gebauer (18) Titel, Rücktitel, S. 10, 11, 26, 27, 28, 30, 44, 45, 46, 60, 64, 65, 66; Völker (1) S. 1; Zühlsdorf (1) S. 12; Schünke (2) S. 14, 16; Schäfer (1) S. 15; Heidel (1) S. 20; MBD (5) S. 27, 28, 69; Weidt (2) S. 29; Morgenstern (1) S. 32; Dewag (1) S. 40; Progress (2) S. 50, 53; Brede (1) S. 51; Mokonsky (1) S. 55; Zentralbild (2) S. 58; Labik (1) S. 62; Vetter (1) S. 72; Archiv (12) S. 25, 39, 40, 59, 60.

TITELBILD: MLR-Schiffe in Dwarslinie. Das Verbandsfahren wird für die Erfüllung von Gefechtsaufgaben (Minenräumen) geübt. Im Vordergrund eine Zwillings-Fla-Waffe.

STAR-Palette

„Die Gertrud ist ein Denkmal für unsere Frauen. Ohne unsere Frauen hätten wir oft nicht standgehalten!" So sprachen die alten Leunaarbeiter nach der Aufführung des Fernsehfilms „Geboren unter schwarzen Himmeln". Sie äußerten zugleich ein Kompliment für die junge Schauspielerin, die der Arbeiterfrau Gertrud im Film Gestalt und Leben gab. Barbara Dittus sagt selbst: „Es ist eine Rolle, wie man sie nur aller 20 Jahre bekommt. 30 Lebensjahre einer Arbeiterfrau darzustellen, ist schwierig, wenn man diese Zeit der Klassenkämpfe selbst nicht erlebt hat. Studien in der Literatur und Beobachtungen an Ort und Stelle – der Film wurde zu einem großen Teil in Leuna gedreht – waren notwendig. Das war der eine Teil der Arbeit. Der andere die Kleinarbeit von Szene zu Szene. Beim Film wird nicht chronologisch gearbeitet. Ich hatte

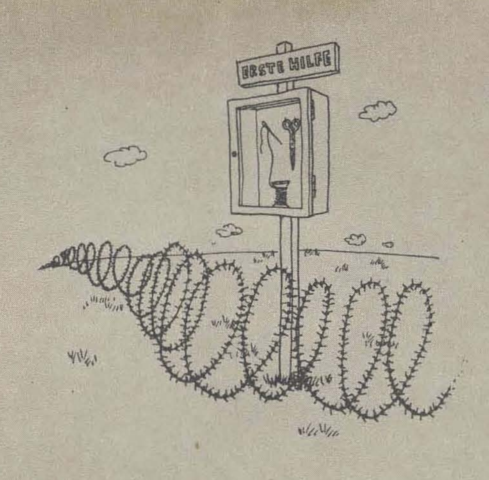


Barbara Dittus

am ersten Drehtag nicht die Sechzehnjährige, sondern die zweiundvierzigjährige Gertrud darzustellen. Als der erste Teil abends über den Bildschirm lief, drehten wir zur gleichen Zeit noch einiges für den fünften Teil. Wie oft bin ich über die langen Röcke, wie sie 1917 Mode waren, gestolpert. Zu den Dreharbeiten mußte ich von Greifswald bis Leuna fahren, meist nachts. Müde und abgespannt erschien ich dort. Und weil ich dann immer so hübsch alt aussah, wurden die Szenen mit der älteren Gertrud doch sehr glaubhaft!" Barbara Dittus hat durch ihr Spiel ein Stück deutsche Arbeitergeschichte lebendig werden lassen. Sie wurde dafür mit dem Kunstpreis der FDJ ausgezeichnet. Aber nicht nur aus diesem Film ist sie uns bekannt. Sie begegnete uns als Elke im Defa-Film „Ein Sommertag macht keine Liebe" und als Mathilde im Fernsehfilm „Der Ermordete greift ein". Das Greifswalder Publikum kennt sie als Fina in „Herr Puntila und sein Knecht Mathei", als Madleine in „Und das am Heiligabend" und in „Du sollst nicht töten". Jetzt steht sie am Deutschen Theater in Berlin als Thekla in „Wallenstein" und in „Rote Rosen für mich" auf der Bühne. In den Kammerspielen ist sie in den letzten Fall „Inspektor Campell" verwickelt. Nebenbei gesagt, gute Kriminalgeschichten lesen und spielen ist eine kleine Leidenschaft von ihr.

E. Gebauer





Stacheleien

Zeichnungen von PAUL KLIMPKE

